

Bergische Originale

Von Pina Bausch bis
Vinzenz Jakob von Zuccalmaglio,
von Johann Fischer bis
Käthe Overath und August Sander



Herausgeber:

Zweckverband Naturpark Bergisches Land

Moltkestraße 26

51643 Gummersbach

T: 02261 91-63 10 0

I: www.naturparkbergischesland.de

broschueren.naturparkbergischesland.de

V.i.S.d.P.:

Jens Eichner (Geschäftsführung)

Redaktion:

Medienbüro Köln – Vanessa Dähn (S. 8, 12, 28), Armin Himmelrath (S. 10, 16, 20, 54, 56, 64, 68, 72, 74), Britta Mersch (S. 24, 26, 34), Eleonora Pauli (S. 14, 22, 32, 38, 40, 42, 44, 46, 48, 50, 52, 58, 60, 62, 70, 76), Norman Schorl (S. 36), Katinka Unger (S. 18, 30), Werbeagentur Debüser und Bee – Lara Hamel (S. 66, 67)

Fotos:

Altenberger Dom-Verein (38), Bergische Zeitgeschichte e. V. (17), C. Damaso (8), Deutsches Röntgen-Museum (33), fussball-kultur.org (36, 37), H. Hammerschmidt-Hummel (31), Landschaftsverband Rheinland (39), Pina Bausch Foundation (9), Pingsjong (40), Salzgitter AG-Konzernarchiv/Mannesmann-Archiv (28), Sammlung Himmelrath (S. 1, 20, 21, 27), solingen-internet.de (29), stadtnetz-radevormwald.de (16), von der Heydt-Museum Wuppertal (18), Wikimedia Commons (10, 11, 12, 23, 24, 27, 30, 32, 33, 38), Yad Vashem (14, 15), Vaillant Deutschland GmbH & Co. KG (35), Bibliothek St. John's (61), Cassiopeia-Bühne (48), Gunther Demnig/Stolpersteine (62, 63), DHM (63), Engelsmuseum Engelskirchen (44, 45), Fritz-Roth-Stiftung (74), Heimatmuseum Altwindeck (56), Landschaftsverband Rheinland (64), Nachlass Overath (64), Oberbergischer Kreis (55), Sammlung Flörken (65), Sammlung Himmelrath (47, 68), Sammlung Pauli (58, 59), Sammlung Räderscheidt (54), SK Stiftung Kultur/August-Sander-Archiv (76, 77), Stadt Hennef (73), Theatergruppe Windeck (68, 69), Wikimedia (46, 50, 51, 52, 53, 57, 60, 61, 70), zeitspurensuche.de (49), Alexander Zick (52), Michael Schopps (66, 67)

Layout und Satz:

Debüser und Bee, Werbeagentur

www.dplusb.de

Druck:

Heider Druck GmbH, Bergisch Gladbach

Mit freundlicher Unterstützung der Haaner Felsenquelle

Liebe Leserinnen und Leser,

sie sind unverwechselbar. Sie sind einzigartig. Sie prägen mitunter für lange Zeit Wirtschaft und Kultur einer Region. Die Rede ist von Originalen.

Originale hinterlassen oft deutliche Spuren, bereichern die Menschheit mit Worten, Taten und Sichtweisen. Und trotzdem geraten manche von ihnen in Vergessenheit, sei es durch das lange Zurückliegen ihres Wirkens oder weil ihre Ansätze längst weiterentwickelt wurden.

Der Naturpark Bergisches Land möchte den „heimischen“ Originalen mit dieser Broschüre ein Gesicht geben und ihr Schaffen durch die Dokumentation honorieren.

Hätten Sie gewusst, dass Johann Friedrich Vaillant, dessen Firmenzeichen – der Hase – in der ganzen Welt bekannt ist, seine Firma in Remscheid gründete und von dort aus seine Erfolgsstory antrat? Oder was man unter dem „Knüppelrussenaufstand“ versteht und was Julius Gauhe mit leuchtend roten Röcken zu tun hat?

Lassen Sie sich von uns in die spannende Welt der Bergischen Originale entführen. Sie werden aus dem Staunen nicht mehr herauskommen, während Sie ein Stück der Bergischen Identität kennenlernen.

Viel Vergnügen beim Lesen, Stöbern und (Wieder-)Entdecken!
Gerne können Sie sich mit Vorschlägen und Ideen bezüglich der Aufarbeitung der Bergischen Geschichte an die Geschäftsstelle des Naturparks wenden. Wir freuen uns über Anregungen und Material für eine eventuelle Fortführung dieses Formats.

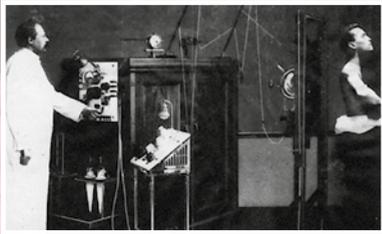
Jochen Hagt
Verbandsvorsteher

Dr. Erik Werdel
Vorsitzender der
Verbandsversammlung

Jens Eichner
Geschäftsführer

P.S.: Auf broschueren.naturparkbergischesland.de gibt es weiterführende Links zu Themen, die mit einem  gekennzeichnet sind.

Inhalt



- 3 Grußwort
- 8 Pina Bausch
- 10 Friedrich Wilhelm & Wilhelm Dörpfeld
- 12 Friedrich Engels
- 14 Hermann Friedrich Gräbe
- 16 Fritz Hardt
- 18 August von der Heydt
- 20 Karl Krall
- 22 Johann Leopold Krawinkel
- 24 Else Lasker-Schüler
- 26 Carl Leverkus
- 28 Reinhard und Max Mannesmann
- 30 Teo Otto
- 32 Wilhelm Conrad Roentgen
- 34 Johann Vaillant
- 36 Emilio Walter
- 38 Julie Zanders und Maria Zanders
- 40 Vinzenz Jakob von Zuccalmaglio

- 42 Josef Dietzgen
- 44 Johann Fischer
- 46 Julius Gauhe
- 48 Katharina Güschen
- 50 Wilhelm Herchenbach
- 52 Engelbert Humperdinck
- 54 Franz M. Jansen
- 56 Heinrich Joseph Joesten
- 58 Peter René Körner
- 60 Johann Lair
- 62 Hans Menkel
- 64 Käthe Overath
- 66 Willibert Pauels
- 68 Johann Wilhelm Pauli
- 70 Franz Anton und Aloys Pollender
- 72 Carl Reuther und Eduard Reisert
- 74 Fritz Roth
- 76 August Sander
- 78 Verweise
- 80 Kontakt



Naturpark Bergisches Land

Bergische
Originale

Der Naturpark Bergisches Land ist mit einer **Fläche von 2.027 km²** einer der größten Naturparke Nordrhein-Westfalens.

Er reicht vom Bergischen Städtedreieck Wuppertal, Solingen und Remscheid im Norden bis zur Sieg im Süden. Im Westen endet er vor den Toren Kölns, im Osten grenzt er unmittelbar an das Sauerland. Der Geschäftssitz liegt in Gummersbach.

Den Naturpark charakterisiert eine **typische Mittelgebirgslandschaft**, die von der Kölner Bucht bis zu Höhen von 500 Meter im Osten aufsteigt.

Die Potentiale des Naturparks Bergisches Land liegen in einer **abwechslungsreichen Kulturlandschaft** mit 17 Talsperren, vielen Hämmern und Mühlen aus der Frühzeit der Stahlerzeugung, zahlreichen Burgen und Schlössern sowie überregional bekannten Destinationen.

Der Naturpark engagiert sich auf vielfältige Weise für die Entwicklung der Region. Er setzt sich für den **Erhalt und für die Pflege der Kulturlandschaften** ein, bietet **attraktive Naturerlebnis- und Erholungsangebote**, unterstützt regionale Initiativen, vermittelt **Informationen über die Region** und fördert das **Bewusstsein für Heimat und Kultur**.

Die vier Säulen der Naturparkarbeit auf einen Blick:

- Nachhaltiger Tourismus und Erholung
- Natur- und Landschaftsschutz
- Umweltbildung
- Regionalentwicklung



Kartenmaterial: © Rheinisch-Bergischer Kreis, CC-BY 4.0
 Kartographie: Amt für Landschaftsplanung und Geoinformation, 2019

- | | | | |
|-----------------------------|---|-----------------------------------|--|
| 1 Wuppertal: | August von der Heydt, Friedrich Engels, Karl Krall, Else Lasker-Schüler | 11 Rösrath: | Peter René Körner |
| 2 Solingen: | Pina Bausch, Hermann Friedrich Gräbe | 12 Much: | Heinrich Joseph Joesten |
| 3 Remscheid: | Reinhard und Max Mannesmann, Teo Otto,
Johann Vaillant, Wilhelm Conrad Röntgen | 13 Lohmar: | Käthe Overath |
| 4 Radevormwald: | Fritz Hardt | 14 Neunkirchen-Seelscheid: | Wilhelm Herchenbach |
| 5 Wermelskirchen: | Carl Leverkus, Friedrich Wilhelm und Wilhelm Dörpfeld | 15 Ruppichterorth: | Franz M. Jansen |
| 6 Hückeswagen: | Emilio Walter | 16 Waldbröl: | Johann Wilhelm Pauli |
| 7 Bergisch Gladbach: | Julie und Marie Zanders, Vinzenz Jakob von Zuccalmaglio,
Katharina Güschen, Fritz Roth | 17 Siegburg: | Engelbert Humperdinck, Joahn Lair |
| 8 Bergneustadt: | Johann Leopold Krawinkel | 18 Hennef: | Josef Dietzgen, Carl Reuther und Eduard Reiser |
| 9 Kürten: | Johann Fischer | 19 Eitorf: | Julius Gauhe, Hans Menkel |
| 10 Lindlar: | Franz Anton Aloys Pollender | 20 Windeck: | August Sander |
| | | 21 Wipperfürth: | Willibert Pauels |

Pina Bausch

Was Menschen
bewegt

Boden, Wände, Tische, Stühle – die Bühne ist komplett schwarz. Darauf ein Liebespaar: Er steht steif und aufrecht, sie liegt schlaff und leblos auf seinen Armen, eine Hand in seinem Nacken, die andere berührt schon fast den Boden. Nur Sekundenbruchteile währt dieses Bild, da fällt sie und kaum dass sie den Boden berührt, springt sie schon auf und wirft sich wieder in seine Arme. Eng umschlungen stehen sie da, sie im dünnen, weißen Trägerkleid, ihre Haare lang, schwarz, zerwühlt.

Da nähert sich ein Dritter dem Paar, löst ihre Arme von einander, bringt ihre Köpfe zunächst in Kussposition, legt ihre Hand wieder in den Nacken ihres Partners, richtet dessen Unterarme aus, legt sie ihm schließlich erneut auf die Arme. Wieder fällt sie.

Diese Szene wiederholt sich viele Male, gewinnt dabei mehr und mehr an Tempo, zu hören nur das immer heftigere Atmen der Tänzer, sie, die sich aufstöhnend in seine Arme wirft, ihr Körper, wie er auf den Boden prallt. Eine Szene aus Café Müller, erstmals aufgeführt 1978.

Das Café Müller an der Focher Straße in Solingen war eine Café-Konditorei in unmittelbarer Nähe des Elternhauses von Pina Bausch. Ebenfalls an der Focher Straße führten ihre Eltern Anita und August Bausch eine Gastwirtschaft mit Hotelbetrieb. Deren drittes Kind Philippine „Pina“ kam am 27. Juli 1940 zur Welt. Genau wie ihre Geschwister half sie als Kind in der Hotelgaststätte mit. Ihre Beobachtungen und Erfahrungen dort beeinflussten ihre Stücke ebenso wie ihre frühen Erlebnisse während des Zweiten Weltkrieges.

Angst, Tod, Liebe, Verlust, Sehnsucht und Kampf sind Themen, die Pina Bausch in ihren Stücken umsetzte. Kinderspiele fanden genauso Eingang darin wie Zärtlichkeit, die sich in Gewalt verwandelt und umgekehrt. „Mich interessiert nicht, wie die Menschen sich bewegen, sondern was sie bewegt“, ist ein vielzitiertes Satz von Pina Bausch. Oder „Tanzt, tanzt sonst sind wir verloren“. Bewegung, Tanz, aber auch Gesang, Pantomime und gewohnte Gesten waren die Elemente, mit denen Pina Bausch ihre collagenartigen Inszenierungen baute,

stets geleitet von ihrer Intuition. So stand die Reihenfolge der Szenen bei der Generalprobe manchmal noch nicht ganz fest:

„Meine Stücke wachsen nicht von vorne nach hinten, sondern von innen nach außen.“

Wie Pina Bausch Poetisches und Alltägliches in Verbindung brachte, wie sie zu neuen tänzerischen Darstellungsformen fand und sie miteinander kombinierte, war einzigartig und revolutionierte das Tanztheater weltweit. Seit 1973 an den

Wuppertaler Bühnen als Leiterin der Ballettsparte – die auf ihren Wunsch hin in Tanztheater umbenannt wurde – avancierte das Haus zur Weltbühne, die Stadt zur Tanzmetropole. Die Grenzen der Sprache überwand die Choreographin mit Tanz, irritierte, verstörte, begeisterte – bewegte ihr Publikum bis zuletzt. Pina Bausch starb am 30. Juni 2009 im Alter von 68 Jahren, fünf Tage, nachdem die Diagnose Krebs gestellt worden war.

 Pina Bausch



Friedrich Wilhelm und Wilhelm Dörpfeld

„Vater und Sohn,
Pädagoge und Archäologe“



Er entwickelte die ersten Lehrpläne für Schulen in Deutschland, erfand den Sachunterricht in der Grundschule, führte Elternsprechzeiten ein und regte den Erfahrungsaustausch unter Junglehrern an: Friedrich Wilhelm Dörpfeld, am 8. März 1824 in der Wermelskirchener Hofschafft Sellscheid geboren, revolutionierte im 19. Jahrhundert den Schulunterricht. Der Sohn eines Hammerschmieds sollte ursprünglich in die beruflichen Fußstapfen seines Vaters treten – erwies sich dafür aber als zu schwach und ungeschickt, so dass seine Eltern schließlich der Ausbildung am Lehrerseminar in Moers zustimmten.

Nach vier Jahren an einer privaten Knabenschule kehrte Friedrich Wilhelm Dörpfeld ins Bergische Land zurück – zunächst an die Volksschule Heißt (bei Ronsdorf), dann 1849 an die Lutherische Pfarrschule in Barmen, wo er zunächst Hauptlehrer und später Rektor wurde. Dabei beschäftigte den tiefglubigen Pädagogen und sechsfachen Vater immer wieder die Frage, wie der Unterricht und vor allem das Handeln der Lehrerinnen und Lehrer verbessert werden konnte.

Dörpfeld engagierte sich bei mehreren Publikationen und Vereinen, um diese Frage zu diskutieren (unter anderem beim „Evangelischen Schulblatt“ und beim „Deutschen Evangelischen Schulverein“). 1880 trat er in den Ruhestand, 1893 starb er in Ronsdorf.

Sein Sohn Wilhelm Dörpfeld, geboren am 26. Dezember 1853 in Barmen-Bredde, besuchte zunächst das humanistische Gymnasium in Elberfeld und studierte anschließend an der Berliner Bauakademie Architektur. Dort entdeckte er schnell sein Interesse für die Archäologie und für die Feldforschung. Mit gerade einmal 25 Jahren wurde Wilhelm Dörpfeld 1878 technischer Leiter der Ausgrabungen in Olympia.

Der bekannte Archäologe Heinrich Schliemann hörte von den Leistungen des jungen Wuppertalers und engagierte ihn 1882 für die Ausgrabung von Troja. Von 1886 bis 1912 war Wilhelm Dörpfeld Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen und entwickelte in dieser Zeit die Grundlagen des wissenschaftlichen archäologischen Grabungswesens – also der peniblen Dokumentation von Fundstücken und -stellen.

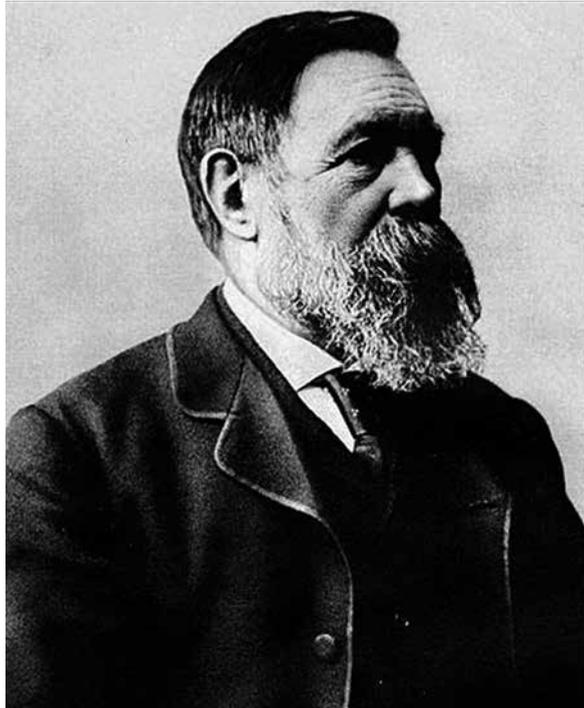
Immer wieder wechselte er zwischen Schreibtisch und historischen Stätten: Dörpfeld grub in Tiryns, Pergamon und Athen, schrieb aber auch Bücher und unterrichtete an Universitäten. Und er gründete, gewissermaßen in der Tradition seines Vaters, 1896 die Deutsche Schule in Athen. Ab 1900 bemühte sich Dörpfeld, das von Homer beschriebene Ithaka zu finden – war damit jedoch bis zu seinem Tod am 25. April 1940 im griechischen Nidri nicht erfolgreich.



- 🌐 LVR Persönlichkeiten,
Friedrich Wilhelm Dörpfeld
- 🌐 Wilhelm Dörpfeld

Friedrich Engels

Geboren an der
roten Wupper



„Der schmale Fluß ergießt bald rasch, bald stockend seine purpurnen Wogen zwischen rauchigen Fabrikgebäuden und garnbedeckten Bleichen hindurch; aber seine hochrote Farbe rührt nicht von einer blutigen Schlacht her, denn hier streiten nur theologische Federn und wortreiche alte Weiber gewöhnlich um des Kaisers Bart; auch nicht von Scham über das Treiben der Menschen, obwohl dazu wahrlich Grund genug vorhanden ist, sondern einzig und allein von den vielen Türkischrot-Färbereien.“

So beschreibt Friedrich Engels als 19-jähriger seine Heimat in dem Artikel „Briefe aus dem Wuppertal“ im März 1839. Im Folgenden schildert er das soziale Elend in seiner Geburtsstadt – Armut, Krankheiten, Trunksucht, mangelnde Bildung, Ausbeutung der Arbeiter und ihrer Kinder – und macht dafür vor allem die pietistische Lebenseinstellung der Fabrikanten verantwortlich: „Die reichen Fabrikanten aber haben ein weites Gewissen, und ein Kind mehr oder weniger verkommen zu lassen, bringt keine Pietistenseele in die Hölle, besonders wenn sie alle Sonntage zweimal in die Kirche geht. Denn das ist ausgemacht, daß unter den Fabrikanten die Pietisten am schlechtesten mit ihren Arbeitern umgehen, ihnen den Lohn auf alle mögliche Weise verringern, unter dem Vorwande, ihnen Gelegenheit zum Trinken zu nehmen, ja bei Predigerwahlen immer die ersten sind, die ihre Leute bestechen.“

Friedrich Engels wurde am 28. November 1820 in Barmen als Sohn des erfolgreichen – und dem Pietismus nahestehenden – Baumwollfabrikanten Friedrich Engels geboren. Er wuchs in Barmen auf, besuchte dort zunächst die Städtische Schule, später das liberale Gymnasium zu Elberfeld. Eine Entscheidung, die Vater Engels bald bereut haben mag, denn hier lernte sein sprachbegabter Sohn humanistische Ideen kennen und geriet immer mehr in Opposition zu seinem Vater. Der drängte ihn 1837 schließlich dazu, das Gymnasium ein Jahr vor seinem Abitur zu verlassen, um als Handlungsgehilfe im Familienunternehmen in Barmen zu arbeiten. Schon im darauffolgenden Jahr zog er nach Bremen und setzte dort im Hause des Großhandelskaufmanns und sächsischen Konsuls Heinrich Leupold seine Ausbildung bis April 1841 fort.

Später ging er nach Manchester, wo er in der Baumwollspinnerei Ermen & Engels, die seinem Vater und dessen Partner gehörte, seine Ausbildung beendete. In Manchester lernte er die irischen Arbeiterinnen Mary und Lizzie Burns kennen, mit denen er ein Leben lang in Liebe verbunden war. Durch die beiden bekam er Kontakt zur englischen Arbeiterbewegung und deren Kampfformen, was seine politische Haltung für immer veränderte. Gemeinsam mit Karl Marx entwickelte er in den kommenden Jahren eine kommunistische Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie, den sogenannten Marxismus. Friedrich Engels starb im August 1895 in London.

Hermann Friedrich Gräbe

Der
„Solinger Schindler“

Geboren wurde Hermann Friedrich „Fritz“ Gräbe am 19. Juni 1900 in Gräfrath. Bis zu seinem 31. Lebensjahr war der Solinger Bauingenieur politisch unauffällig. 1931 trat er in die NSDAP ein, verließ die Partei aber bald wieder. In den ersten Jahren des zweiten Weltkriegs arbeitete Gräbe für die Solinger Baufirma Josef Jung in der deutsch besetzten Westukraine. Hier leitete er unter anderem die Wartung von Gleisanlagen für die Reichsbahn und war auch für die Disposition der Mitarbeiter verantwortlich. Im Laufe des Krieges mussten bis zu 5.000 jüdische Zwangsarbeiter für das Solinger Bauunternehmen arbeiten. Nachdem Gräbe 1942 die Massenerschießungen der jüdischen Bevölkerung in Rowno und Dubno miterleben musste, begann sein Widerstand.

„Ich opponierte erst gegen das System, als ich das Unrecht und die Unmenschlichkeit mit eigenen Augen zu sehen bekam“, schrieb er später.

Bis Kriegsende versorgte Gräbe Hunderte von Juden mit gefälschten Papieren und stellte sie als reguläre Mitarbeiter auf seinen Baustellen ein. Es gelang ihm außerdem, durch seine Kontakte zu leitenden SS-Offizieren, eine Art „Schutzbrief“ zu erwirken, mit dessen Hilfe er seine jüdischen Beschäftigten vor dem bevorstehenden Pogrom im Ghetto von Rowno retten konnte.

1944 floh Gräbe vor der Roten Armee und stellte sich den Westalliierten als Zeuge. Als Gräbes Aussagen in den Nürnberger Prozessen verlesen wurden, lag „ein Schweigen des Horrors über dem Gerichtssaal“, berichten Zeitzeugen. Seine Aussagen trugen zu den harten Strafen für die NS-Täter bei – mit der Folge, dass Gräbe Morddrohungen erhielt und gesellschaftlich ausgegrenzt wurde.



Da er in Deutschland beruflich nicht mehr Fuß fassen konnte, emigrierte die Familie 1948 schließlich in die USA. Während Fritz Gräbe 1965 in Yad Vashem für seine Rettungstaten im Zweiten Weltkrieg als „Gerechter unter den Völkern“ geehrt wurde, beschuldigte man ihn zur selben Zeit in Deutschland des Meineides.

Der Anwalt des in Revision gegangenen Nazitäters Georg Marschall stellte Gräbes Glaubwürdigkeit als Zeuge in den Nürnberger Prozessen in Frage. Einige Medien übernahmen die falschen Beschuldigungen und prägten das Bild eines notorischen Lügners – eine regelrechte Rufmordkampagne, die zunächst Erfolg hatte.

Fritz Gräbe kehrte nie wieder nach Deutschland zurück und geriet in Vergessenheit. Er starb am 17. April 1986 in San Francisco. Erst nach dem Welterfolg von Spielbergs Film Schindlers Liste kam es in Deutschland zur Rehabilitation Gräbes.

Heute trägt das Gräfrather Jugendzentrum seinen Namen, während die Bestrebungen, eine Straße in Solingen nach Fritz Gräbe zu benennen, bislang unerfüllt bleiben.

- 🌐 Yad Vashem, Fritz Gräbe
- 🌐 LVR Persönlichkeiten, Fritz Gräbe



Fritz Hardt

Der „Vater
von Dahlerau“

Dass sich die Familie Hardt in der Tuchproduktion engagierte, hatte in Radevormwald Tradition. Seit 1815 betrieb sie hier, im Tal der Wupper, Firmen für Bekleidungsstoffe und hochwertige Tuche. Die dafür benötigten Spinn- und Webmaschinen wurden zunächst durch Wasserkraft, später durch die große Dampfmaschine des Unternehmens angetrieben. Die Fabriken „Johann Wülfing & Sohn“ in Dahlerau und „Hardt, Pocorny & Co“ in Dahlhausen gehörten der Familie.

Als Fritz Hardt am 24. November 1873 geboren wurde, gab es also bereits eine fast 60-jährige Geschichte des erfolgreichen Familienbetriebs. Und es war kaum verwunderlich, dass Fritz nach einer umfangreichen Ausbildung schon mit 25 Jahren zum Teilhaber des Unternehmens wurde.

Nach dem Tod seines Vaters übernahm Fritz Hardt 1906 die Leitung der Tuchfabrik in Dahlhausen allein und setzte in den folgenden Jahren und Jahrzehnten nicht nur die unternehmerische, sondern auch die soziale Tradition seiner Familie fort. Von Beginn an hatten die Fabrikbesitzer nicht nur ihr eigenes Wohlergehen, sondern



auch das ihrer Belegschaft im Blick gehabt: Schon 1836 war, zusammen mit dem ersten neu errichteten Produktionsgebäude, der Grundstein für Arbeiterwohnhäuser gelegt worden, im Laufe der Jahre entstand in Dahlerau eine eigene kleine Gemeinde. Bis heute ist in der Region von der „Textilstadt“ die Rede: Es gab Wohnungen und Geschäfte, einen eigenen Bahnhof und eine Poststelle, eine Kinderbetreuung für arbeitende Mütter und verschiedene Bildungs- und Freizeitangebote.

Fritz Hardt verstärkte dieses Engagement noch. Schließlich wusste er: Die Fabrik alleine webt nicht und macht keine Tuche – dafür braucht man gut gebildete und zufriedene Angestellte. Als „Vater von Dahlerau“ verehrten ihn seine Mitarbeiter, und zu seinem 76. Geburtstag wurde Fritz Hardt 1949 wegen seiner sozialen Haltung zum Radevormwalde Ehrenbürger ernannt.

In den Jahren zuvor hatte er sein Engagement ein weiteres Mal unter Beweis gestellt: In der Nachkriegszeit beteiligte er sich am Bau von dringend benötigten Wohnungen, bei Brücken- und Straßenbauprojekten und in vielfältiger Form bei

der Unterstützung und Integration der Flüchtlinge. Als ihm die Ehrenbürgerwürde verliehen wurde, revanchierte sich Fritz Hardt auf seine ganz eigene Weise: durch eine Spende an das örtliche Krankenhaus. Bis ins hohe Alter war der passionierte Jäger noch in seinem Unternehmen aktiv, zog sich dann aber in sein Haus an der nahen Bevertalsperre zurück. Fritz Hardt verstarb am 7. Juli 1959 im Alter von 85 Jahren.

🌐 Wülfing Museum
🌐 Textilstadt Wülfing



August von der Heydt

Wirkungsstätte
Wuppertal

Noch heute schmücken Denkmäler, Brunnen und Plastiken Wuppertals Stadtbild, die der Bankier August von der Heydt der Stadt einst geschenkt hat.

Der großzügige Mäzen gehörte einer einflussreichen und traditionsbewussten Familie an. Aus ihr gingen etliche Politiker, Bankiers und Mäzene hervor, die sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts um das Bergische Land und das Tal der Wupper verdient gemacht hatten.

August von der Heydt kam 1851 in Elberfeld zur Welt und war bereits der dritte seiner Ahnenfolge, der diesen Namen trug. Sein Großvater, August Freiherr von der Heydt, war preußischer Handels- und Finanzminister unter König Friedrich Wilhelm IV. und übernahm nach dem frühen Tod seines gleichnamigen Sohnes die Vormundschaft für seinen Enkel August.

Nach seiner Ausbildung am Bankhaus „Delbrück, Leo und Cie“ in Berlin kehrte August III. in seine Geburtsstadt zurück und arbeitete ab 1874 im väterlichen Bankhaus von der Heydt-Kersten & Söhne. Bereits vier Jahre später wurde er zum Teilhaber. 1880 heiratete er Selma Haarhus, mit der er zwei Söhne bekam: August und Eduard. Selma unterstützte ihren Mann tatkräftig bei seinen sozialen und kulturellen Aufgaben.





Es ist nur ein kleines Gedankenspiel, sich vorzustellen, was aus Wuppertal geworden wäre, hätte es August von der Heydt nicht gegeben. Gäbe es trotzdem ein Theater? Einen Zoologischen Garten? Ein städtisches Kunstmuseum? Jedenfalls war er es, der durch sein finanzielles, aber vor allem auch sein ideelles Engagement die Eröffnung dieser Kultureinrichtungen durchsetzte.

Auch zu den Wäldern im Bergischen Land hatte August von der Heydt eine besondere Beziehung und erkannte früh, wie wichtig es für die Lebensqualität der Bevölkerung war, Wälder und Freiflächen zu erhalten. Deshalb richtete er den Staatsforst Burgholz ein und engagierte sich als Vorsitzender des Elberfelder Verschönerungsvereins für dieses Ziel.

Als versierter Kunstsammler, der er ebenfalls war, galt das Interesse des Bankiers nicht nur den alten Niederländern, mittelalterlichen Plastiken und römischen Altertümern, er begeisterte sich auch für die Moderne. Unter anderem erwarb er Werke von van Gogh, Gauguin und Cézanne sowie Bilder von Picasso, Kandinsky und Marc.

Auch expressionistische Künstler wie Kirchner, Nolde und Oskar Kokoschka faszinierten ihn. Ein solch umfassendes Interesse an zeitgenössischer Kunst war zur damaligen Zeit eine absolute Ausnahme. Der Großteil der von-der-Heydt'schen Sammlerstücke wurde jedoch beim Luftangriff auf Wuppertal im Juni 1944 zerstört. Die erhalten gebliebenen Kunstwerke übergab Sohn Eduard nach dem Zweiten Weltkrieg dem Von der Heydt-Museum der Stadt Wuppertal, wo sie bis heute gezeigt werden.



Karl Krall

Der Pferdeflüsterer
von Elberfeld

Können Pferde rechnen? Und vielleicht sogar mit Menschen kommunizieren? Ja, sagte Anfang des 20. Jahrhunderts der Wuppertaler Juwelier und Privatgelehrte Karl Krall. Und er führte immer wieder vor, was er mit seinen Pferden Hans, Muhamed und Zarif, dem blinden Kaltblut Bert und etlichen anderen Tieren erarbeitet hatte: Addition und Subtraktion, Wurzelziehen und Rechenoperationen mit Klammern, dazu Fragen zur Orientierung im Raum und ein Wortschatz, der eine erstaunliche Verständigung erlaubte. Die Pferde antworteten mit Hufschlägen auf einem Klopfbrett oder mit Kopfbewegungen - ein regelrechtes Spektakel, das immer wieder Besucher anzog.

Geboren worden war der engagierte Hobbyforscher als Carl August Krall am 09.04.1863 in Elberfeld. Krall erlernte den Beruf des Goldschmieds und übernahm bald das Juweliergeschäft seines Vaters. Und er verfolgte mit großem Interesse Berichte aus Berlin, nach denen ein dort lebender Lehrer namens Wilhelm von Osten seinem Pferd einfache Rechenoperation beigebracht hatte. Das Tier, von den Medien schnell auf den Namen „Kluger Hans“ getauft, faszinierte Karl Krall.

Immer öfter reiste er nach Berlin, beteiligte sich an den Versuchen, fotografierte die Vorführungen - und erlebte, wie renommierte Wissenschaftler von Ostens Versuche als gut gemachte Zirkusnummern abtaten. Als von Osten 1909 verbitert starb, erbt Karl Krall den „Klugen Hans“ und nahm ihn mit an die Wupper. Er kaufte weitere Tiere dazu und baute eine regelrechte Pferdeschule auf, finanziert aus seinem Privatvermögen. Krall war von seinen Untersuchungen so überzeugt, dass er die „Gesellschaft für experimentelle Tierpsychologie“ gründete und 1912 das Buch „Denkende Tiere“ veröffentlichte. Außerdem gab er die Zeitschrift „Tierseele“ heraus - doch sein Versuch, die Wissenschaft von der Denkfähigkeit der Tiere zu überzeugen, stieß vor allem auf Spott und Widerspruch. Zwar kamen immer wieder Besucher in den Versuchsstall, doch das öffentliche Echo war niederschmetternd. So höhnte etwa das „Hamburger Fremdenblatt“ über die Stadt mit der Schwebebahn: „Zumal hier in Elberfeld, wo die Straßenbahn nicht auf ebener Erde fährt, sondern aufgehängt ist, wo sie nicht auf, sondern unter den Schienen fährt, darf man sich nicht wundern, das ganz Seltsame und Ungewöhnliche anzutreffen.“

Als seine Pferde 1916 dann auch noch vom Militär für die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs akquiriert wurden, gab Karl Krall seinen Versuchsstall auf und verkaufte auch sein Juweliergeschäft. Er zog nach München, experimentierte dort noch mit Hunden und geriet in Vergessenheit. 1929 starb er an den Folgen einer Lungenentzündung.

🌐 von sprechenden Hunden und rechnenden Pferden



Johann Leopold Krawinkel

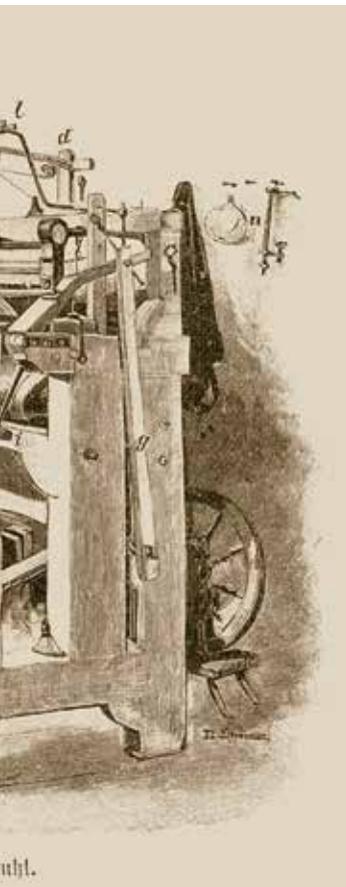
Begründer einer Tradition
über Generationen

Johann Leopold Krawinkel war der Gründer der Textilfirma Leop. Krawinkel, die mehr als zwei Jahrhunderte lang eine große Bedeutung für die Menschen im Oberbergischen hatte. Sie war bis in die 1960er Jahre einer der wichtigsten Arbeitgeber in der Region, baute Werkwohnungen, verlegte im Aggertal Telefonleitungen und eröffnete ein Mädchenheim.

1780 kam Johann Leopold Krawinkel als ältestes von acht Kindern in ärmlichen Verhältnissen in Bergneustadt zur Welt, wo er früh gezwungen war, seine Eltern und Geschwister finanziell zu unterstützen. In der hügeligen Umgebung seiner Heimat brachte die Landwirtschaft nur karge Erträge, weswegen Spinnen, Weben und Wirken den Bauern schon lange als Nebenerwerb gedient hatten. Als Johann Leopold Krawinkel mit 26 Jahren heiratete, begannen er und seine Frau Regine gleich am Tag nach der Trauung mit der Arbeit an einem Strumpfwirkstuhl. In der kleinen Küche des Krawinkel Hauses wurden zwischen Ofen und Anrichte Strümpfe, Zipfelmützen und Unterjacken gewirkt.

Die Arbeit der Wirker im Oberbergischen war damals in einem Verlagssystem organisiert: In Heimarbeit fertigten die Kleinbauern Textilprodukte an, die dann





von dem Verleger – der vorher Geld oder Rohstoffe „vorgelegt“ hatte – vertrieben wurden. Auf diese Weise konnten auch die Krawinkels mit einem sehr kleinen Betrieb anfangen, den sie später durch die Anschaffung weiterer Wirkstühle ausweiteten. Bald ließen sie in der Nachbarschaft für sich produzieren und wurden schließlich selbst erfolgreiche Verleger.

Mit ihrer Arbeit legten Johann Leopold und Regine Krawinkel den Grundstein für die erste Wirkfabrik im Aggertal und stießen gleichzeitig die Entwicklung der Wirkerei im Bergischen vom Nebenerwerb zum Haupthandwerk an. Nach dem Tod Johann Leopold Krawinkels 1842 blieb das Unternehmen über sieben Generationen in Familienbesitz. Mehrmals stellte die Firma aufgrund wechselnder Moden und gestiegener Konkurrenz ihre Produktion um: Was als Wirkerei begonnen hatte, wurde später Strickerei, Spinnerei, Wollweberei. Es entstanden größere Werke in Bergneustadt und Vollmerhausen. Später spezialisierte sich die Firma auf Automobile und Kunststoffe. 1980 zog sich das Unternehmen endgültig aus der Textilbranche zurück, heute produziert es elektronische Preisanzeigen, betreibt Forstwirtschaft und vertreibt Immobilien und Automobile.



Else Lasker-Schüler

Der Kunst
verschrieben

„Die größte Lyrikerin, die Deutschland je hatte“ – so nannte der Dichter und Mediziner Gottfried Benn die Elberfelderin Else Lasker-Schüler. 1912 hatten sich die beiden kennengelernt und wurden ein Paar. Da war er 26 Jahre alt, sie 43. Der Dichter beschreibt sie als extravagante Frau. Nie habe man mit ihr über die Straße gehen können, ohne dass ihr alle Welt nachgesehen hätte, schon alleine wegen ihres auffälligen Schmucks. Von „Dienstmädchenringen“ sprach Gottfried Benn.

Zu dieser Zeit waren bereits zwei Ehen von Else Lasker-Schüler gescheitert. Der Komponist und Verleger Herwarth Walden hatte sie wegen einer anderen Frau verlassen. Von ihrem ersten Mann Berthold Lasker, den sie 1893 auf der Hochzeitsfeier ihrer Schwester Anna kennengelernt hatte, wurde sie 1903 geschieden. Mit dem Arzt war sie nach Berlin gegangen, wo Zeitschriften ihre Gedichte druckten und sie ihr erstes Buch herausbrachte, „Styx“. Es folgten Romane und Theaterstücke wie „Die Wupper“.

Sie spielte mit Realität und Phantasie, nannte sich „Prinz von Theben“, „Tino von Bagdad“ oder „Jussuf“ und gab als ihre Geburtsjahre 1876 oder 1891 an. Dabei wurde sie am 11. Januar 1869 im Tal der Wupper geboren, als jüngstes von sechs Kindern einer gutbürgerlichen, jüdischen Familie. Zu ihrer Schwester Anna hatte sie ein enges Verhältnis, auch zu ihrem Bruder Paul. Der starb an Tuberkulose, als Else Lasker-Schüler 13 Jahre alt war. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie tief getroffen und suchte nach einem Weg, ihre Trauer auszudrücken.

Die zweite schmerzvolle Erfahrung machte sie im Jahr 1890, mit 21, als ihre Mutter Jeanette an Krebs starb. In dieser Zeit verfasste Else Lasker-Schüler eines ihrer ersten Gedichte:

Ich fühle mein nacktes Leben,
Es stößt sich ab vom Mutterland,
So nackt war nie mein Leben,
So in die Zeit gegeben.

Else Lasker-Schüler wurde für ihre Texte bewundert und verehrt, von Friedrich Nietzsche, Paul Zech, Peter Hille. Doch nicht überall kam sie gut an. Bei der ersten Lesung in ihrer Geburtsstadt 1912 verließen die Zuschauer den Saal. Sie war wütend und enttäuscht und schrieb:

„Ich habe in den Hauptstädten der Welt
solch einen Beifall geerntet, dass ich
diese Katastrophe wie eine Grotteske
betrachten würde, hätte sie sich nicht in
meiner Heimat begeben, die ich in mei-
ner Erinnerung verherrliche.“

Else Lasker-Schüler sollte noch viele literarische Erfolge haben, 1932 bekam sie den Kleist-Preis. Doch auch viele Schicksalsschläge begleiteten ihren Weg. Ihr Sohn Paul starb im Alter von 28 Jahren an Tuberkulose. 1933 floh sie vor den Nationalsozialisten in die Schweiz, später ging sie nach Jerusalem. Dort starb Else Lasker-Schüler am 22. Januar 1945 und wurde auf dem Ölberg beerdigt.

 Else Lasker-Schüler Gesellschaft

Carl Leverkus

Meister
der Farben

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte – das dürfte sich Carl Leverkus aus Wermelskirchen gedacht haben, als er 1826 in Paris den Streit zwischen den Chemikern Christian Gottlob Gmelin und Jean-Baptiste Guimet mitbekam. In Frankreich war ein Preis ausgeschrieben worden für den Wissenschaftler, der es schaffte, Ultramarin künstlich herzustellen – ein Farbstoff, der bislang nur aus dem Stein Lapislazuli gewonnen werden konnte.

Gmelin und Guimet hatten das beide geschafft, doch nun stritt man darüber, wessen Arbeit die bessere war. Guimet entschied den Streit für sich.

Etwa zehn Jahre später gelang es Carl Leverkus, in seiner „Chemische Fabrik Dr. Carl Leverkus“, das Verfahren zu optimieren. Dafür wurde er international ausgezeichnet. Bei der ersten Weltausstellung 1851 in London wurde seine Idee als die beste der deutschen Industrie gekürt.

Vier Jahre später bekam er auf der Pariser Weltausstellung die silberne Medaille. Doch die Konkurrenz schloß nicht, das wusste Carl Leverkus, deshalb wollte er

expandieren. Dafür verlegte er seine Fabrik von Wermelskirchen nach Wiesdorf am Rhein – das Gelände lag am Wasser und hatte einen Bahnanschluss. 1862 nahm die „Rheinische Ultramarin-Fabrik von Dr. C. Leverkus, Leverkus bei Coeln a/Rhein“ den Betrieb auf, genannt die „Bläu“. Weil es Wohnungen für Arbeiter gab, eine Privatschule und eine Werksfeuerwehr, sprach man bald vom „Staate Leverkus“. Weitere Expansionen folgten. Neben Ultramarin produzierte Carl Leverkus den neuen Farbstoff Alizarin – und die Umsätze des Unternehmens schnellten in die Höhe.

Carl Leverkus wurde am 5. November 1804 in Wermelskirchen geboren. 1838 heiratete er Juliane Auguste Küpper, die ebenfalls aus Wermelskirchen stammte. Mit ihr hatte er elf Kinder, drei Söhne stiegen in das Unternehmen ein.

Dabei sah es anfangs gar nicht so aus, als würde Carl Leverkus Karriere als Spezialist für Farben machen. Nach der Schule absolvierte er zunächst eine Ausbildung in der Apotheke seines Vaters. Es folgten der Besuch einer privaten Handelsschule

in Burg an der Wupper und ein Studium an der Universität Marburg, wo er Vorlesungen in Pharmazie, Mineralogie und Mathematik besuchte.

1829 machte Carl Leverkus an der Universität zu Berlin das Apotheker-Examen und wollte in Wermelskirchen eine eigene Apotheke eröffnen, doch er bekam keine Konzession. Außerdem schrieb er eine zehnsseitige Promotion an der Universität Gießen über das Silber. In der fand sein Prüfer Justus Liebig zwar nicht viel Neues, verlieh ihm aber 1830 trotzdem den Dokortitel. Nach einer Tätigkeit als Betriebsleiter in Barmen kehrte Carl Leverkus 1833 nach Wermelskirchen zurück und entschied sich, eine Fabrik zu errichten, in der er Chemikalien produzierte und sich dem Ultramarin widmete.

Carl Leverkus starb am 1. Februar 1889, beerdigt wurde er in Wermelskirchen.





Reinhard und Max Mannesmann

Nahtlos
zum Erfolg

Dunkel, laut und heiß war es in den Feilen- und Gussstahlfabriken Ende des 19. Jahrhunderts. Rot glühte der Stahl in den Öfen, später verformte er sich hörbar unter dem Schmiedehammer oder den Walzen. Eindrücke, die für Reinhard Mannesmann und seine Brüder zum Alltag gehörten.

Reinhard, benannt nach seinem Vater, wurde am 13. Mai 1856 geboren und war der älteste der sechs Brüder. Während der Schulferien arbeiteten sie regelmäßig in der bereits 1776 gegründeten Feilenfabrik ihres Vaters in Remscheid-Bliedinghausen. Der freute sich über die schnelle Auffassungsgabe und Begeisterung seiner Söhne und ermöglichte ihnen ein Technikstudium.

Eine Entscheidung mit Weitblick: Reinhard Mannesmann war 22 Jahre alt, als er und sein ein Jahr jüngerer Bruder Max ihr erstes Patent anmeldeten. 1878 hatten sie einen Schallverstärker für Fernsprecher entwickelt. Weitaus bedeutsamer aber war die Erfindung, mit der sie sich in den kommenden Jahren beschäftigten, das Schrägwalz-Verfahren. Den Brüdern gelang es als erste, aus einem massiven Stahlblock allein durch Walzen ein nahtloses Rohr herzustellen. Bis dahin wurden Rohre gegossen oder aus gebogenen Blechen geformt und verschweißt. Diese Rohre hielten hohen Belastungen oftmals nicht stand – wie sie etwa bei Dampfmaschinen auftraten. Die Maschinen arbeiteten damals schon unter enormem Druck – das

steigerte zwar die Produktion, aber auch die Zahl der Unfälle ging nach oben. Mit den neuen, nahtlosen Stahlrohren der Brüder Mannesmann hätten nun wesentlich stabilere Maschinen gebaut werden können – wären sie anfangs für viele Bereiche des industriellen Einsatzes nicht noch zu dickwandig und zu teuer gewesen. Doch Reinhard und Max Mannesmann gaben nicht auf. 1890 gelang ihnen schließlich der Durchbruch: mit dem so genannten Pilgerschritt-Verfahren perfektionierten sie die Herstellung nahtloser Stahlrohre, die nun in den unterschiedlichsten Bereichen Verwendung fanden – vom Fahrzeug- und Maschinen- über Möbelbau und Architektur bis hin zu Leitungsmasten.

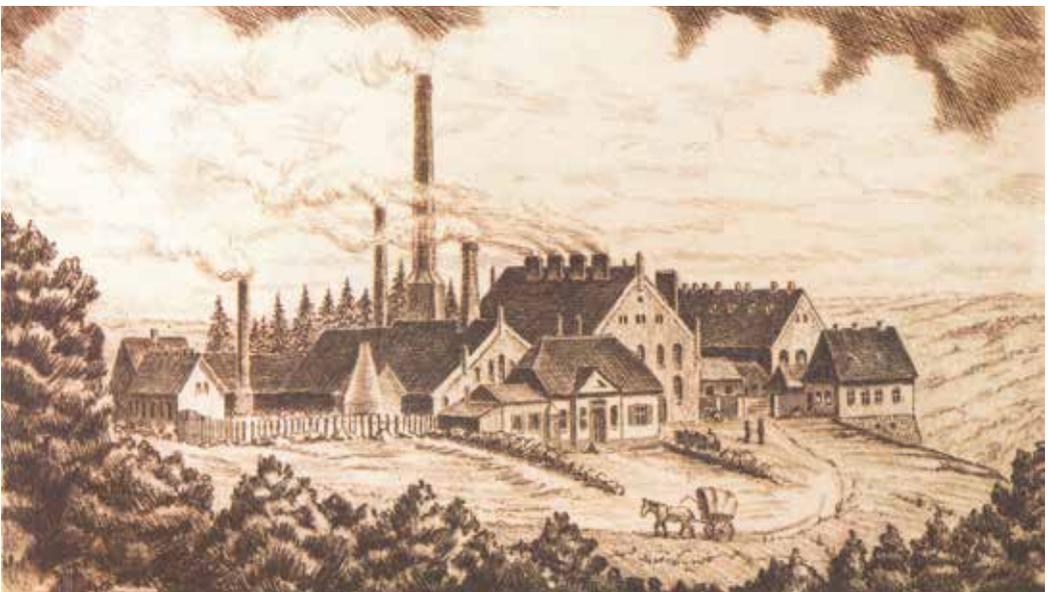
Mit verschiedenen Investoren gründeten Reinhard und Max Mannesmann Röhrenwerke in Remscheid, in Bous an der Saar, in Komotau in Böhmen, das damals zu Österreich gehörte, und in Landore in Wales. 1980 entstand daraus die Deutsch-Österreichische Mannesmannröhren-Werke AG.

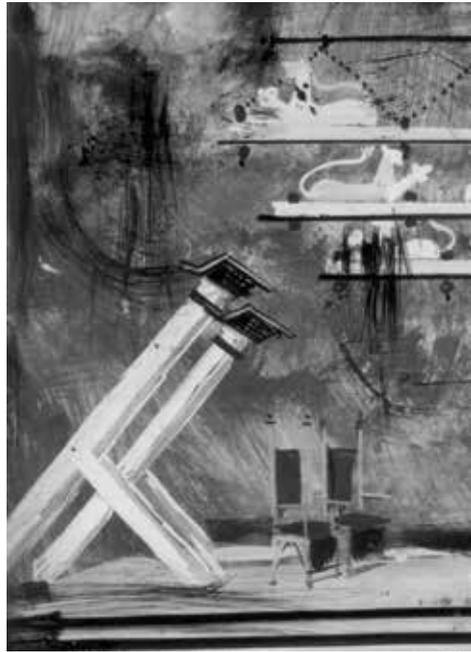
Gemeinsam mit ihren Brüdern, allesamt Ingenieure, meldeten Max und Reinhard im Laufe ihres Lebens rund 1.000 Patente an, unter anderem auch für das Hängemaschinenglühlicht. Nach dem Ersten Weltkrieg rüsteten die Brüder Reinhard, Carl und Alfred im Krieg beschädigte LKW für den zivilen Gebrauch um. Max Mannesmann erlebte dies nicht mehr, er starb 1915.

Bald darauf entwickelten die Brüder eigene Automobile vom Sportcoupé bis zur Reiselimousine, die zwischen 1920 und 1930 in Remscheid-Bliedinghausen gebaut wurden.

Reinhard Mannesmann starb im Februar 1922 an einer Lungenentzündung in Remscheid.

🌐 LVR Persönlichkeiten,
Reinhard Mannesmann,
Max Mannesmann
🌐 Salzgitter AG,
Mannesmann Geschichte





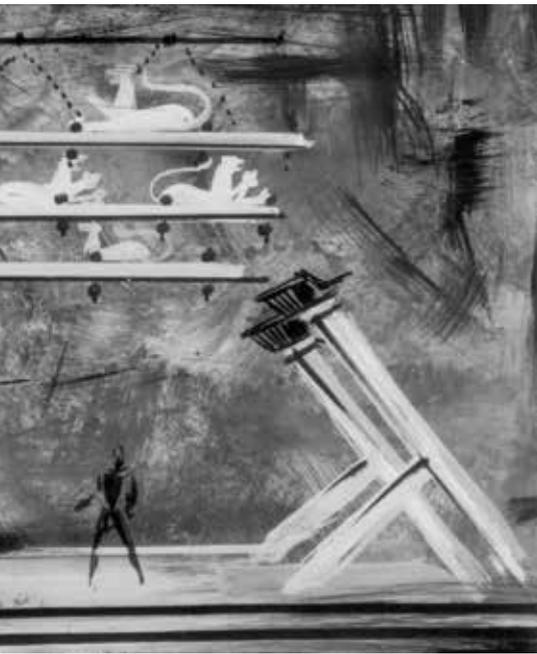
Teo Otto

Verzauberte
Bühnenwelten



Unter Kollegen und Freunden wurde er als Magier seines Fachs gehandelt: Teo Otto, der Bühnenbildner, nach dem seit 2001 das Teo-Otto-Theater in Remscheid benannt ist. 800 Ausstattungen soll er im Laufe seines Lebens konzipiert und verwirklicht haben. Das sind durchschnittlich zwanzig Bühnenbilder pro Jahr, geht man von vierzig produktiven Arbeitsjahren aus. Aber nicht die Fülle seiner Arbeiten, sondern viel mehr deren Wandelbarkeit und ihr Facettenreichtum haben dem engen Freund von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt den Ruf der Zauberei eingebracht.

Der am 4. Februar 1904 in Remscheid geborene Künstler war ein erklärter politischer Gegner der Nationalsozialisten. Nach seinem Studium der Malerei in Weimar und Kassel beschloss er, Bühnenbildner zu werden. Bereits 1930, im Alter von nur 26 Jahren, wurde er Chef-Bühnenbildner am Preußischen Staatstheater. 1933 jedoch wurde er aus politischen Gründen



entlassen und emigrierte in die Schweiz. Dort war er fortan verantwortlicher Bühnenbildner am legendären Zürcher Schauspielhaus, wo er beispielsweise Bert Brechts Uraufführung „Mutter Courage“ (1941) und „Der gute Mensch von Sezuan“ (1943) ausstattete sowie zentrale Stücke von Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. Doch auch an vielen anderen Theatern, etwa am Burgtheater Wien und am Berliner Ensemble oder an Musiktheatern wie dem Metropolitan Opera New York, der Wiener Staatsoper und der Mailänder Scala, waren Teo Ottos Bühnenwelten zu bewundern.

In Zeiten äußerster materieller Knappheit gelang es ihm, mit Hilfe seiner Erfindung, der „Lichtplastik“, auf der Bühne ständig neue Bilder zu erzeugen. Dafür ließ er sich das Licht durch den Raum bewegen. Beim Bühnenbild des „Götz von Berlichingen“ schaffte es Teo Otto 1961 sogar, durch eine äußerst ausgeklügelte Beleuchtung auf

einer Wand mit verschiedenen integrierten plastischen Elementen 50 neue Bilder entstehen zu lassen. Das überzeugte viele Regiegrößen: Teo Otto arbeitete unter anderem für Leopold Lindtberg, Ernst Lothar, Gustav Gründgens, Fritz Kortner und Peter Brook.

Nach seinem Tod 1968 im Alter von 64 Jahren in Frankfurt machten die beiden wichtigsten Frauen in seinem Leben – die Kammerschauspielerin Gusti Wolf, mit der er 13 Jahre liiert gewesen war, und die Galeristin Renate Höhmann, mit der er eine gemeinsame Tochter hatte – seine erhaltenen Ölgemälde, Zeichnungen, Figuren und Bühnenbilder der Öffentlichkeit zugänglich.



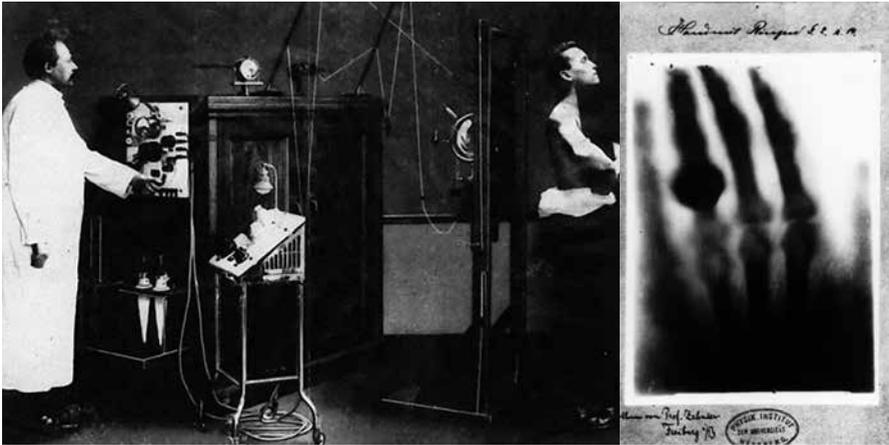
Die wissenschaftliche Karriere des Physikers Wilhelm Conrad Röntgen war, anders als man vielleicht erwarten würde, kein Selbstläufer. Geboren wurde er am 27. März 1845. Das zurückhaltende Einzelkind aus einer Lenneper Tuchfabrikantenfamilie wuchs in den Niederlanden auf – und wurde dort der Schule verwiesen, da es angeblich eine Karikatur seines Lehrers angefertigt hatte.

Doch obwohl er deshalb kein Abitur hatte, durfte der junge Wilhelm Conrad nach einer bestandenen Aufnahmeprüfung an der Technischen Hochschule Zürich studieren.

Dort lernte er seine Frau Anna Bertha Ludwig kennen, deren Hand etliche Jahre danach die erste „geröntgte“ Hand der Welt werden sollte. Nach dem Studium gelangte der Physiker über Umwege als außerordentlicher Professor an die Universität Würzburg, zu deren Rektor Röntgen 1893 ernannt wurde.

Wilhelm Conrad Röntgen

Einsichten,
die unter die
Haut gehen



Zwei Jahre später entdeckte der Alpenliebhaber beim Arbeiten mit elektrischen Kathodenstrahlröhren eine unbekannte Strahlung: Obwohl die Glasröhre, die er in seinem Arbeitszimmer aufgestellt hatte, mit schwarzer Pappe umwickelt war, sah er in dem abgedunkelten Raum fluoreszierende Gegenstände leuchten. Er stellte fest, dass diese „neue Art von Strahlen“ – die x-Strahlung, wie er sie taufte – von unterschiedlich dichtem Gewebe verschieden stark absorbiert wurde und dass sich das Ergebnis auf einem lichtempfindlichen Film festhalten ließ. So konnte Röntgen bald ein Bild anfertigen, auf dem die Knochen der linken Hand seiner Frau klar erkennbar waren, während das Fleisch, das für die Strahlung „durchlässiger“ war, nur als Umriss sichtbar wurde.

Röntgens Entdeckung revolutionierte die Medizin. Nun konnte man den menschlichen Körper durchleuchten und Brüche oder Tuberkulose erkennen, ohne operieren zu müssen. In der Überzeugung, seine Erfindung dürfe der Allgemeinheit

nicht vorenthalten bleiben, verzichtete der Physiker auf eine Patentierung seines Röntgengeräts und trug so zu einer schnellen Verbreitung der neuen Diagnostikmethode bei. Als er 1901 den Nobelpreis für Physik erhielt, stiftete der als bescheiden geltende Mann das gesamte Preisgeld der Universität Würzburg.

Bevor Röntgen 1929 in München starb, veranlasste er in seinem Testament, die von ihm entdeckte Strahlung solle weiterhin als x-Strahlung bezeichnet und nicht nach ihm benannt werden. Anders als in Deutschland spricht man in vielen anderen Ländern bis heute von x-ray (englisch), rayos-x (spanisch) oder Radiație-x (rumänisch). Der Anwendungsbereich der Strahlung begrenzt sich aber nicht nur auf die Medizin: Auch bei der Erforschung des Mikrokosmos¹, des Weltalls, in der Geologie, der Archäologie und der Gemäldeuntersuchung ist die Entdeckung Wilhelm Conrad Röntgens heute unabdingbar.

Johann Friedrich Vaillant

Von Remscheid
in die ganze Welt

Dass sein Name einmal auf Heizgeräten in der ganzen Welt stehen würde, damit rechnete niemand, als sich Johann Friedrich Vaillant am 1. August 1874 als Kupferschmied und Pumpenmacher in einem Kellerlokal in der Oberen Alleestraße in Remscheid niederließ, um eine Meisterwerkstatt für Installationsarbeiten zu eröffnen. Nach mehreren Umzügen baute er 1886 seine erste Fabrik am heutigen Rathaus, doch die Räume wurden bald zu klein. 1897 verlegte er Betrieb und Wohnung an die Berghauser Straße 40 – noch heute der Hauptsitz des Unternehmens.

In dieser Zeit entwickelte Johann Vaillant auch seine erste Erfindung, die 1894 unter der Nummer 18788 beim Deutschen Patentamt in Berlin patentiert wurde. Mit dem Gasbadeofen „geschlossenes System“ konnte man Wasser in einem Ofen erheizen, ohne es zu verunreinigen, da das Gas durch ein geschlossenes Rohr geleitet wurde. So konnten die Menschen erstmals sauberes und warmes Wasser nutzen und sogar die Wassertemperatur regulieren – eine Sensation.

Weitere Innovationen folgten: 1907 brachte Johann Vaillant unter dem Namen „Geysler“ einen Gasbadeofen auf den Markt, den man an die Wand hängen konnte – so konnten auch Mieter in kleinen Wohnungen von seiner Erfindung profitieren.

Nicht nur in Deutschland wurde die Marke bekannt. Johann Vaillant expandierte nach Dänemark, Belgien und in die Niederlande. Es folgten Rumänien, Russland und Finnland. Für seine Innovationen erhielt das Unternehmen zahlreiche Ehrungen, zum Beispiel 1900 die Goldene Medaille auf einer Ausstellung in Stuttgart.

Wer einen guten Namen hat, braucht auch ein gutes Logo, dachte sich Johann Vaillant 1896 und entwickelte einen Engel mit sechs Flügeln, darin stand ein großes „V“. Auf die Idee mit dem Hasen, der heute das Firmenlogo ziert, kam er zu Ostern 1899, als er die katholische Familienzeitschrift „Die alte und die neue Welt“ las. Auf dem Titelblatt war ein Hase abgebildet, der aus einem Ei schlüpfte. Johann Vaillant erwarb die Rechte und modifizierte das Bild.



Am Anfang schlüpfte auch im Firmenlogo ein Hase aus einer Eierschale. Mit den Jahren verschwanden seine Pfötchen, er bekam einen langen Bart, seine Gesichtszüge wurden schmaler – und das Ei zeigt keine Risse mehr.

Johann Vaillant wurde am 27. April 1851 in Kaiserswerth geboren und starb am 11. März 1920. Mit seiner Frau Augusta Röttger – eine Remscheiderin – hatte er 16 Kinder. Nach seinem Tod führten seine Söhne Franz und Karl das Unternehmen weiter.

🌐 Vaillant, Firmengeschichte

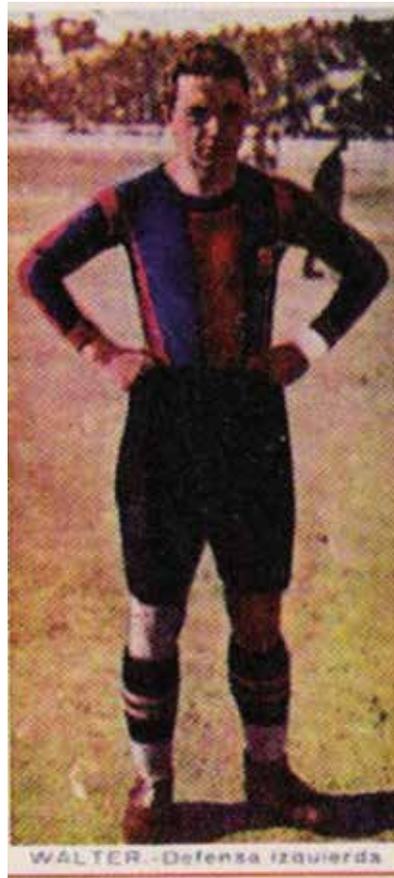


Emilio Walter

Der beste
Verteidiger
Spaniens

Es war eine Sensation, die die Hückeswagener Lokalzeitung im August 1935 vermeldete: „Unter Punkt Verschiedenes wurde bekanntgegeben, daß der Trainer Emil Walther die Mannschaften für die Meisterschaftsspiele aufstellt“, hieß es da über eine Versammlung des Rasensportvereins und dessen Fußball-Pläne. Zwar war der Nachname falsch geschrieben, doch Fakt war: Mit Emil Walter kam eine Kickerlegende ins Bergische.

Walter, geboren am 7. April 1900, stammte zwar aus der Nähe von Pforzheim, hatte aber enge freundschaftliche Verbindungen zu Otto Hager aus Hückeswagen. Der sollte den Fußballer 1935 auch ins Bergische holen, nachdem Emil Walter als „Emilio“ zuvor die Iberische Halbinsel begeistert hatte. Denn der junge Mann war 1922 nach Spanien gegangen, weil er sich hier bessere berufliche Perspektiven versprach. Als Hobbyfußballer trat er dem Amateurklub Unió Esportiva Figueres bei – hinterließ bleibenden Eindruck: „Wenn Emilio abzog, erzitterte die Luft“, schrieb die Vereinschronik. Einmal soll er mit einem Schuss sogar das Tornetz durchlöchern haben, berichtet der Fußball-Publizist und -historiker Andreas Wittner.



Der große FC Barcelona wurde aufmerksam – und Emilio Walter wechselte zu den Katalanen. Ab 1924 spielte er für Barca, für 242 Pflichtspiele streifte sich der linke Verteidiger das rot-blaue Trikot über. Mit ihm errang der FC Barcelona fünf Mal die katalanische Meisterschaft, drei Mal den Königspokal und 1929 – im ersten Jahr der spanischen Liga – mit zwei Punkten Vorsprung vor Real Madrid den Meistertitel. Bis 1930 stoppte der „beste Verteidiger Spaniens“, dem die Sportpresse „eine Pferdelunge“ und das „zentimetergenaue Zuspiel“ bescheinigte, für seinen Club die gegnerischen Stürmer. Sammelbilder von Emilio waren heiß begehrt, genau wie seine Autogrammkarten.

Im ersten Meisterschaftsspiel der Saison 1930/31 zog sich Walter dann eine schwere Knieverletzung zu. Seine Karriere als Profi beendete er 1933 in Saragossa, zwei Jahre später kam Emilio Walter nach Hückeswagen. Hier trainierte er den Raspo und spielte als halbrechter Stürmer für die Altherrenmannschaft des Vereins.

In Spanien blieb der Fußballer unvergessen: Zum 50-jährigen Vereinsjubiläum von Barca erschien 1949 eine Sondermarke mit seinem Portrait, Emilio Walter durfte allerdings – ihm fehlte die Erlaubnis der Besatzungsbehörden – nicht zu den Feierlichkeiten reisen. Das holte er ein Jahr später nach und wurde bombastisch empfangen: „Schon an der Grenzstation“, berichtete eine Zeitung, „jubelten ihm Tausende, die von überall herbeigeströmt waren, zu.“ Zusammen mit seiner Frau Cläre reiste Emil Walter weiter nach Barcelona – und „auf jedem Bahnhof standen die Menschen, um auch nur für einen Augenblick den Mann zu sehen, dem Fußballspanien einst zu Füßen lag.“ Zwei Jahre später starb Emilio Walter im Alter von 52 Jahren.



🌐 Emilio Walter

Julie und Maria Zanders

Papier von
Frau zu Frau



Julie Zanders (geb. Müller, 1804-1869) und ihre Schwiegertochter Maria Zanders (geb. Johanny, 1839-1904) waren zwei bedeutende Unternehmerinnen der Bergischen Papierindustrie. Julie entstammte einer Familie von Papierherstellern, ihrem Vater Gustav Müller gehörte die Dombacher Mühle. Julie heiratete den Unternehmer Johann Wilhelm Zanders aus Düsseldorf, der die Papierfabrik J. W. Zanders in Bergisch Gladbach gründete. Als ihr Mann 35-jährig starb, übernahm Julie die

Leitung der Firma: Sie verwaltete die Geschäfte, kümmerte sich um die Mitarbeiter und hatte die alleinige Prokura. Von 1836 an lebte die Unternehmerin zwölf Jahre lang mit ihren Kindern in Bonn, wo diese ausgebildet wurden. Julie selbst schloss in dieser Zeit Freundschaft mit Künstlern und Wissenschaftlern der Rheinischen Universität Bonn und legte damit den Grundstein für die Verbindung der Familie Zanders zu den Intellektuellen ihrer Zeit.



Als Julie 1848 mit ihren Kindern nach Bergisch Gladbach zurückkehrte, stieg auch ihr Sohn Carl Richard Zanders ins Unternehmen mit ein – allerdings wurde er erst nach zehn Jahren gleichberechtigter Gesellschafter. 1857 heiratete er die in Hückeswagen geborene, erst 18-jährige Maria Johanny, die aus einer vornehmen Tuchfabrikantenfamilie stammte. Als Carl Richard 1870 verstarb – nur ein Jahr nach seiner Mutter Julie – machte die junge Maria Zanders es sich zur Aufgabe, die Firma ihres Mannes weiterzuführen und für die Zukunft zu erhalten. Unter ihrer Leitung wuchs das Unternehmen, 1876 kaufte Maria die Papierfabrik an der Dombach auf, die einst dem Vater ihrer Schwiegermutter Julie gehört hatte.

Um 1880 waren über 700 Personen in der Papierherstellung J.W. Zanders beschäftigt. Als Leiterin des florierenden Unternehmens ließ Maria Zanders die repräsentative Villa Zanders im Herzen von Bergisch Gladbach errichten, wo die passionierte Kunstliebhaberin – wie schon ihre Schwiegermutter vor ihr – Beziehungen zu den großen Persönlichkeiten ihrer Zeit unterhielt: zu dem Politiker Eduard von Simson, dem Künstler Max Bruch und vielen anderen.

Mit großer Leidenschaft setzte sich Maria außerdem für die Sanierung des Altenberger Doms ein, dessen Zustand, wie sie befand, „nicht dauern kann und darf!“ 1894 mobilisierte Maria Zanders Bürger und Politik und gründete den Altenberger Dom-Verein, der sich seither für die Erhaltung des Gotteshauses aus dem 12. Jahrhundert einsetzt.

Die Firma J.W. Zanders ist bis heute unter dem Namen Metsä Board Zanders GmbH in der Papierindustrie aktiv. In der Gohrmühle in Bergisch Gladbach werden maßgeschneiderte Faltschachtelkartons hergestellt. In den Räumen der Villa Zanders befindet sich heute ein Kunstmuseum.

 Papiermühle Alte Dombach

Vinzenz Jakob von Zuccalmaglio

Ein Mann zwischen
Recht und
Regionalliteratur



Vinzenz Jakob von Zuccalmaglio (1806-1876) war, wie auch sein Bruder Anton Wilhelm von Zuccalmaglio, ein Bergischer Jurist und Heimatschriftsteller. Vinzenz kam im Zuccalmagliohaus, einem üppig dekoriertem, großbürgerlichen Fachwerkhaus in Schlebusch zur Welt. Sein Vater Jakob Salentin, Bürgermeister von Schlebusch und Jurist, entstammte einer italienischen Adelsfamilie.

Nach dem Abitur in Köln trat Vinzenz Jakob den Militärdienst an, musste die 7. Artillerie-Brigade aber aufgrund eines Unfalls frühzeitig verlassen. Bald darauf nahm er zusammen mit seinem Bruder Anton Wilhelm ein Studium der Rechtswissenschaft in Heidelberg auf, das er 1831 mit dem Staatsexamen beendete. Vier Jahre darauf heiratete er nach fast zehnjähriger Verlobung Gertrude von Caluwé - das Paar hatte sechs Kinder.

Die Familie lebte in Paffrath, Hückeswagen und später in Grevenbroich, wo Vinzenz Jakob von Zuccalmaglio als Notar und Justizrat arbeitete.

Neben seiner juristischen Tätigkeit verfasste er 75 Bücher, Broschüren und Theaterstücke, die heute aber längst nicht mehr verlegt werden. Besonders bekannt wurde er für seine Aufarbeitung des Liedguts, der Kultur und der Geschichte des Bergischen Landes, denen er in Schriften wie „Die Helden und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten sechs Jahren des vorigen Jahrhunderts und unter der Fremdherrschaft“ nachging. Aber auch mit seinen durch volkstümliche Redensarten geschmückten mündlichen Volksansprachen machte er sich einen Namen. Vor allem seine politischen Widersacher nann-

ten ihn deswegen den „alten Fuhrmann“. Als Schriftsteller ließ sich Vinzenz Jakob von Zuccalmaglio aber schon seit seinen Studienzeiten in Heidelberg Montanus, „der Berger“, nennen - in Anlehnung an seine Bergische Herkunft.

In Grevenbroich war der Notar zeitweise Herausgeber der Lokalzeitung, des „Grevenbroicher Kreisblattes“. Hier verfasste er nach der Revolution von 1848 auch politische Schriften. In seinen Memoiren „Rückblicke und Bekenntnisse“ notiert Vinzenz über sich selbst:

In den Schriften und Gegenschriften im Kreisblatte gewann der Notar den Beifall aller Einsichtigen aller einigermaßen Urtheilsfähigen, die damals das Kreisblatt überaus gerne lasen...

Aber nicht nur Vinzenz selbst scheint von sich überzeugt gewesen zu sein, sondern auch die Menschen im Bergischen Land.

So sind bis heute viele Straßen nach ihm benannt, die „Sassenschaft der Schlaraffia Glorimontana“ hat ihn zum „Ehrenschlaraffen“ ernannt und die „Vereinigung zur Erhaltung und Pflege heimatlichen Brauchtums Bergisch Gladbach“ verleiht jedes Jahr die Montanusplakette für „treues, heimatliches Wirken im Brauchtum“ an Personen oder Vereine. Und sogar eine würzig-saftige Apfelsorte aus der Gegend trägt seinen Namen: die Zuccalmaglio Renette.

 Vinzenz Jakob von Zuccalmaglio

Peter Josef Dietzgen

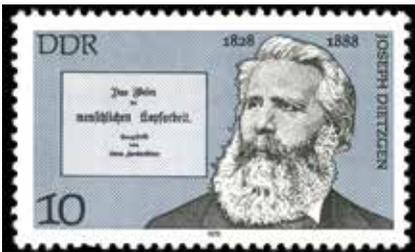
Der reisende Revolutionär
aus dem Bergischen



„Das erste Erfordernis eines Arbeiters, der mitarbeiten will an der Selbsterlösung seiner Klasse, besteht darin, sich nichts wissen machen zu lassen, sondern selbst zu wissen.“

Was der Arbeitsphilosoph Josef Dietzgen 1868 in einem Kommentar zu Marx' Kapital schrieb, dem war er selbst ein Leben lang treu – er war ein Autodidakt par Excellence. 1828 als ältestes Kinder einer alteingesessenen Hennefer Gerberfamilie geboren, begann er mit 17 Jahren – nachdem er die Volks – und die Bürgerschule besucht hatte – eine Lehre bei seinem Vater. Selbst bei der Arbeit, so ein Wegbegleiter, soll immer ein aufgeschlagenes Buch neben ihm gelegen haben. So brachte sich Dietzgen selbst Französisch bei, eignete sich im Selbststudium Philosophie und Ökonomie an und begann auch selbst zu schreiben. Wegen seiner Verwicklung in „revolutionäre Aktivitäten“ im Zuge der politischen Ereignisse von 1848 floh er in die USA, wohin es ihn im Laufe seines Lebens immer wieder ziehen sollte.

Bei seiner Reise vom Hudson zum Mississippi und von Wisconsin bis zum Golf lernte er wieder – diesmal Englisch. Nach einer Zwischenstation in Deutschland eröffnete Josef Dietzgen 1859 eine



Gerberei in Montgomery, Alabama. Von dort musste er wiederum fliehen, als einige seiner Freunde gelyncht wurden, weil sie – wie er selbst – die Nordstaaten und die Abschaffung der Sklaverei unterstützten. Für einige Jahre lebte er in Russland, wo er eine Lohgerberei leitete und 1868 sein erstes Werk „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit“ verfasste, das ihn in Deutschland als Geist der deutschen Revolution und Entwickler des „Dialektischen Materialismus“ bekannt machte – zumindest in sozialistischen Kreisen: Er war so bekannt, dass sogar Karl Marx ihn „unseren Philosophen“ nannte.

1878 wurde Dietzgen wegen eines Artikels über die Zukunft der Sozialdemokratie verhaftet, einige Jahre später emigrierte er endgültig in die USA, wo er als Journalist in New York und später in Chicago arbeitete.

Dietzgen starb in seiner Wohnung in Chicago, während er eine Zigarre rauchte und in eine furioses Diskussion über den Kollaps der kapitalistischen Produktion vertieft war. Mitten im Satz mit einer erhobenen Hand soll sein Herz stehengeblieben sein.

Wer sein Grab sehen will, muss etwas weiter reisen: Zum Forest Home Cemetery in Chicago. Allerdings findet man im Hennefer Stadtteil Blankenberg, dort wo einst Joseph Dietzgens Geburtshaus stand, ein Bronzerelief mit einem Portrait des viel gereisten Arbeiterphilosophen.



 Peter Josef Dietzgen

Johann Fischer

In der Stadt der Engel



„Alles, was Flügel hat, ist ein Engel“: Das hat Johann Fischer aus Kürten-Engelsdorf mal zu einem Journalisten gesagt – über einen Goldfisch in seinem Teich. Gemeint haben kann er das allerdings nur im weiteren Sinne, denn in seine beeindruckende Engel-Sammlung schafften es nur „echte“ Engel: edle Skulpturen, kitschige Puppen, Bilder, Schnitzereien, Metallgüsse, Uhren und sogar Geldscheine mit Engeln. Den ersten bekam der gebürtige Engelsdorfer 1985 von seiner Tochter – nachdem der damals 41-Jährige einen schweren Verkehrsunfall hatte, schenkte sie ihm im Krankenhaus die kleine Figur. „Fahr nicht schneller, als dein Schutzengel fliegen kann“, stand darunter. Johann Fischer hängte sie in

sein Auto und bald wurde das Symbol zur Leidenschaft. Von Trödelmärkten und Antikhändlern auf der ganzen Welt trug Johann Fischer geflügelte Figuren in jeder Form, Farbe und Größe zusammen: Bald bevölkerten die Engel das ganze Haus, ein angrenzendes Gartenhaus sowie die Zäune und das Dach.

Im Jahr 2002 wurde Johann Fischers Engelsammlung mit 12.642 Exemplaren als die größte der Welt in das Guinness-Buch der Rekorde eingetragen. Doch damit gab sich der Kürtener Engelliebhaber nicht zufrieden – er sammelte fleißig weiter. 2010, zwei Jahre vor seinem Tod, schenkte Johann Fischer seine Sammlung, zu der inzwischen rund



Das Engelsmuseum befindet sich am Engels-Platz 7 in 51766 Engelskirchen, Eintritt: 4 Euro ermäßigt 2 Euro, ohne öffentliche Gelder, von Ehrenamtlichen geführt.

15.000 Engel gehörten, dem eigens zu diesem Zweck gegründeten Engelverein e.V. – zuhause war Fischer schlicht der Platz ausgegangen. Außerdem konnte die kostbare Sammlung auf diese Weise fachgerecht durch Kunsthistoriker betreut werden.

Es dauerte noch fünf Jahre, bis das erste Erste Deutsche Engelsmuseum in der Alten Schlosserei im benachbarten Engelskirchen eröffnen konnte. Heute schweben an der mit Wölkchen bemalten Decke rund 200 Engel an Schnüren herab, andere kann man an den Wänden und in den Vitrinen des Museums bewundern. Der kleinste Engel ist 0,2 Gramm leicht, der älteste – ein Bronze-Engel, den Fischer in Israel erworben hat – soll 3000 Jahre alt sein. Das von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geführte Museum wird privat getragen und finanziert sich hauptsächlich über den Verkauf der Engelskirchener Engel, die als Souvenir im Museumsshop erhältlich sind.

Julius Gauhe

Farbenfrohe Industriegeschichte
von der Sieg

Wer im späten 19. Jahrhundert einen leuchtend roten Rock tragen wollte, hatte es gar nicht so leicht. Denn die so genannte Türkischrotfärbung mit Alizarin aus der gemahlene Wurzel des Färberkrapps war sehr aufwändig und kostspielig.

In einem mehrstufigen Verfahren mussten die Stoffbahnen vor dem Beizen mit ranzigem Pflanzenöl und Pottasche behandelt, dann mit Wasser gespült und mit Kreide versetzt werden und noch vieles mehr – insgesamt 26 Arbeitstage nahm eine solche Färbung in Anspruch.

Außerdem war das Verfahren ziemlich gefährlich. Oft entzündeten sich die geölten Tücher in den Trockentürmen selbst und verursachten schwere Brände – aus diesem Grund gab es in vielen Türkischrotfärbereien eine betriebseigene Feuerwehr. So auch in der Fabrik des Eitorfer Textilfabrikanten Julius Gauhe. Geleitet wurde die Feuerwehr von Julius Gauhes Sohn Walter – und in der Fami-



lie Gauhe hatte das Türkischrot Tradition.

Schon in Barmen hatte ihr die Färberei Höstery & Gauhe gehört, doch erst als 1869 die künstliche Herstellung von Alizarin gelungen war, plante der damals

34-jährigen Julius Gauhe den Bau einer Türkischrotfärberei in Eitorf. Dort eröffnete er aber vorerst, nachdem er den synthetischen Farbstoff patentiert hatte, eine Alizarinfabrik.

Erst 1879 konnte dann auch die Barmer Türkischrotfärberei nach Eitorf verlegt werden. Hier blühte das Unternehmen auf. Die Familie Gauhe konnte bald ihre Angestellten durch günstige Kredite beim Bau eigener Häuser unterstützen, außerdem schenkte sie ihrer Gemeinde ein Krankenhaus. Doch der Erfolg der Türkischrotfärberei war von kurzer Dauer. Unter den neu entwickelten Farbstoffen waren um die Jahrhundertwende auch solche, die dem Türkischrot überlegen waren, wie das so genannte „Kongorot“, das als erster Direktfarbstoff für Baumwolle das komplexe Türkischrotverfahren überflüssig machte. 1909 musste die Fabrik endgültig schließen, 1912 verstarb Julius Gauhe in Eitorf.

Heute erinnert vor allem die rustikale Villa Gauhe an die Geschichte der Türkischrotfärberei im Ort. Seit über 25 Jahren befindet sich in dem Gebäude eine Einrichtung für Menschen mit Behinderung, hier finden zahlreiche inklusive Kulturveranstaltungen

Die Villa Gauhe befindet sich in der Parkstraße 11 in 53783 Eitorf.



Katharina Güschen

Ein Opfer der
Hexenverbrennung

„Sie breeten zu Ohnder Hexen wie
Hohnder“ - „Im Odenthal brieten sie
Hexen wie Grillhähnchen“

Dieser makabere Spruch stammt aus einer dunklen Zeit zu Beginn des 17. Jahrhunderts, als im Bergischen eine Welle von Hexenverfolgungen tobte.

Die letzte Frau, die damals verurteilt und hingerichtet wurde, war Katharina Güschen. Wie die meisten Frauen, die zwischen 1450 und 1700 verhöhnt, gefoltert und ermordet wurden, fiel Katharina – nach ihrem ersten Mann, Johann Scheuer, auch „Scheuer Trine“ genannt – aus der Norm. Sie war dreimal verheiratet, zwischenzeitlich alleinerziehend und hatte ihren eigenen Willen. Und genau das wurde ihr zum Verhängnis.



Katharina GÜschen arbeitete als Tagelöhnerin, besaß aber aus erste Ehe einen kleinen Hof. Nachdem sie bemerkt hatte, dass ihr dritter Mann es auf ihr Geld abgesehen hatte, zeigte sie ihn im Herbst 1611 beim Gericht in Odenthal an. Im Gegenzug wurde sie bald bei demselben Gericht der Hexerei beschuldigt – und die vermeintlichen Beweise für ihre Vergehen waren zahlreich: Zwei ihrer Nachbarinnen, die bereits wegen „Zauberei“ einsaßen, „besagten“ Katharina GÜschen unter Tortur als Mit-Zauberin. Ferner sagten auch andere Bewohner ihres Heimatdorfes Nittum (heute Bergisch Gladbach) gegen sie aus: „Scheuer Trine“ habe dem Bäcker Johann ein Kalb tot gezaubert, einen Freier bis zur Tollwut verliebt gemacht, Krankheiten herbeigezaubert, Vieh verhext, üble Tränke gebraut und damit Menschen getötet – unter anderem ihre eigenen Kinder. Außerdem wurde sie beschuldigt, mit dem Teufel im Bunde zu sein und am Hexentanz teilgenommen zu haben.

Als dann noch bekannt wurde, dass schon ihre Großmutter und zwei ihrer Tanten als Hexen verbrannt worden waren, wurde ihr der Prozess gemacht. Die 18 Vorwürfe, die gegen sie vorgebracht wurden, bestritt Katharina GÜschen. Doch nach mehrfacher, grausamster Folter gestand sie schließlich die angeblichen Vergehen.

Mehr als ein Jahr saß sie in Haft im Bensberger Hexenturm, bevor am 10. Januar 1613 das Urteil, „daß es mit gedachter Scheuer Treine wie mit der unlängst verurtheilter Polwirts gehalten, daß sie durch das Feuer vom Leben zum Thodt gebracht werden“, vollzogen wurde. Katharina GÜschen wurde auf ihren besonderen Wunsch hin „gnadenweise“ erst erhängt und ihre Leiche dann verbrannt.



In Odenthal befinden sich hinter dem Rathaus mit der Wetterhexe ein Brunnen zur Erinnerung an die Hexenprozesse. Er wurde 1988 von dem Bildhauer Walter Jansen geschaffen, der sich auf das Schicksal von Katharina GÜschen bezog.

Eine Wanderung führt an den einschlägigen Orten der Hexenverfolgung vorbei.

🌐 Katharina GÜschen



Wilhelm Herchenbach

Der schreibende Lehrer

Wilhelm Herchenbachs Lehramtskarriere verlief ziemlich steil. Nachdem der 1818 geborene Neukirchener als Gerichtsvollzieher in Hennef und als Hilfslehrer in Düsseldorf gearbeitet hatte, gründete er mit nur 32 Jahren eine Privatschule mit „höherem Lehrplan für Knaben“. Heute würde man vielleicht von einer Schule für Diplomatenkinder sprechen, denn das „Katholische Erziehungs-Institut“ wurde überwiegend von den Jungen ausländischer Eltern besucht, die auf das bürgerliche Geschäftsleben im kaufmännischen Bereich vorbereitet werden sollten. Das Konzept war ausgesprochen erfolgreich und die Schule hatte einen

guten Ruf, so dass Herchenbach bald Privatlehrer für die Kinder von Prominenten wurde. In den 1850er Jahren unterrichtete er unter anderem Stephanie von Hohenzollern – Tochter von Josephine von Baden und des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen – die später Königin von Portugal werden sollte. Außerdem war er für die Erziehung der Kinder von Robert und Clara Schumann verantwortlich, wenn deren Eltern auf Konzertreisen waren oder wenn die Musiker selbst auch als Privatlehrer tätig waren: Denn auch Clara Schumann unterrichtete Stephanie von Hohenzollern – allerdings am Klavier.

Wilhelm Herchenbachs Erfolg im Bildungssektor hielt knapp zwanzig Jahre. Weil er in seiner Privatschule scheinbar mehr Schüler aufnahm, als er unterrichten konnte, musste er die Institution 1868 schließen. Davon ließ Herchenbach sich aber nicht einschüchtern, er profilierte sich als Schriftsteller – und auch hier hatte er Erfolg: Über 200 Bände mit Sagen, historischen Romanen und heimatkundlichen Reiseberichten erschienen in den nächsten Jahren, dazu auch Bücher über Bildungsthemen – beispielsweise ein heutzutage besonders anachronistisch wirkender Leitfaden zu „Moderner Töchtererziehung“. Besonders in seinen „Erzählungen für Jugend und Volk“ spielte

sich die erzählerische Spannung allein zwischen Gut und Böse ab – vielleicht deswegen wurden Herchenbachs Bücher seit den 1920er Jahren nicht mehr neu aufgelegt. Heute widmet sich die Webseite www.wilhelm-herchenbach.de dem schreibenden Lehrer. Hier findet man neben vielen Informationen auch eine große Sammlung eingescannter Werke des Neukirchener, der auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof begraben ist.

Die Nachfahren Wilhelm Herchenbachs führen das Landgasthaus Herchenbach, Sternstrasse 4, 53819 Neunkirchen-Seelscheid.



Brüderchen, komm, tanz mit mir,
beide Hände reich' ich dir,
einmal hin, einmal her,
rundherum, das ist nicht schwer.

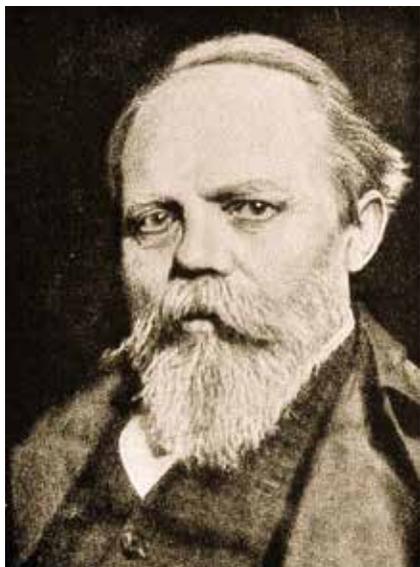
Die Verse, die noch immer fast jedes Kind kennt, wurden ursprünglich nicht für Hänsel und Gretel komponiert - heute würde man sagen, es handelte sich dabei eher um „work in progress“. Adelheid Wette, eine Librettistin aus Siegburg, hatte als Geburtstagsüberraschung für ihren Mann eine kleine Familienauf-führung geplant, die von ihren Kindern rezitiert und vorgesungen werden sollten.



Engelbert Humperdinck

Weltberühmte Kinderopern
aus dem Bergischen

Sie bat daher ihren Bruder Engelbert Humperdinck darum, für einige der Verse, die sie vorbereitet hatte, Melodien zu schreiben. Im Familienkreis fanden die Lieder so großen Anklang, dass die beiden Geschwister beschlossen, ein Singspiel daraus zu machen - so entstand um 1892 die wohl berühmteste Kinderoper der Spätromantik, Hänsel und Gretel. Für Engelbert Humperdinck bedeutete diese Oper den Durchbruch und die Erfüllung eines lang ersehnten Traums - denn der Siegburger wollte schon als Kind ein berühmter Komponist werden. 1854 als Sohn eines Gymnasiallehrers und einer



Kantorentochter im Siegburger Schulgebäude geboren, hatte der musikalische Schüler im Unterricht keine große Lust auf Mathe, Latein oder Geographie - stattdessen dachte er sich lieber neue Melodien aus. Schon mit sieben Jahren komponierte er seine ersten Stücke. Nach dem Abitur studierte Engelbert Humperdinck gegen den Willen seiner Eltern Musik am „Conservatorium der Musik in

Coeln“, der heutigen „Rheinischen Musikschule“. 1879 erhielt der erfolgreiche Student als erster den Mendelssohnpreis der Felix-Mendelssohn-Stiftung in Berlin und ging als Stipendiat nach Italien, wo er Richard Wagner traf und bald sein Mitarbeiter wurde. Nach Wagners Tod arbeitete Humperdinck als Kritiker, als Dozent für Kompositionslehre in Barcelona und Frankfurt und als Privatlehrer, unter anderem für Siegfried Wagner und Kurt Weill.

Welterfolg, Ruhm und finanzielle Unabhängigkeit brachte ihm aber erst seine Oper Hänsel und Gretel, die am 23. Dezember 1893 unter der Leitung von Richard Strauss in Weimar uraufgeführt wurde. Einige der darin enthaltenden Melodien stammten von Humperdinck und wurden erst durch die Oper zu wahren Volksliedern. Andere, wie „Ein Männlein steht im Walde“ oder „Suse liebe Suse“, existierten schon vorher als Volksweisen und wurden für die Oper kunstvoll von Humperdinck aufgegriffen. Märchenthemem blieben fortan Humperdincks Steckenpferd: Er vertonte „Die sieben Geißlein“, „Die Königskinder und Dornröschen“. In dieser Rolle findet man ihn heute auch in seinem Geburtshaus wieder, in dem mittlerweile das Siegburger Stadtmuseum untergebracht ist: Neben der Büste des Kinderopernkomponisten sitzt die Figur der Gretel.

Im Siegburger Stadtmuseum finden neben Ausstellungen auch zahlreiche Konzerte rund um Engelbert Humperdinck statt. Geöffnet sind die Ausstellungsräume täglich zwischen 10 und 17 Uhr, jeden 1. Sonntag im Monat ist der Eintritt frei.

Franz M. Jansen

Künstlerschaft ist
immer radikal



Er wollte gerne Künstler werden, am liebsten Maler. Aber sein Vater war dagegen. Und so lernte Franz Jansen, 1885 in Köln geboren, erst einmal den Beruf des Maurers mit dem Ziel, anschließend Architektur zu studieren. Dieses Studium nahm er 1905 in Karlsruhe auch auf, wechselte wenig später nach Wien - und kehrte 1909 als Studienabbrecher ins Rheinland zurück. Endlich konnte er sich alleine mit Malerei und Graphik beschäftigen, und zwar ganz und gar, wie er 1920 schrieb:

„Jedes Künstlerleben ist heißer Wille, hemmungslos an die Dinge sich hinzugeben; ist wilder Drang, schrankenlos liebend sich zu verlieren; ist so immerwährendes Sterben, von Tod zu Tod gestürzt zu werden. Künstlerleben ist: lächeln trotz Todwissen; immer wieder sich hingeben trotz vom Tod-beraubt-werden; heilige Glut zur Dingnähe trotz Todesqual.“

Ein radikaler Anspruch, mit dem es Franz Jansen zu einem der wichtigsten Vertreter des so genannten rheinischen Expressionismus' brachte. Kunst war sein Leben. Bis zu seinem Tod im Jahr 1958 in Ruppichterath, wo er seit 1934 gelebt hatte, pflegte er enge Kontakte

zu Malern, Grafikern und Schriftstellern. Auch seine Frau Fifi Kreutzer, die er 1917 geheiratet hatte, war Malerin. Deren zweiten Vornamen Mathilde nahm er aus Verbundenheit als M. in seinen Künstlernamen auf und signierte fortan mit Franz M. Jansen. Er gehörte zu den Mitbegründern der Künstlergruppe „Kölner Sezession“ und „Gereonsklub“, verfasste ein expressionistisches Manifest und war so erfolgreich, dass er Ende der 1920er Jahre in Zürich und Amsterdam, Paris und Warschau, Chicago und Buenos Aires ausstellte. Sein Verhältnis zu den Nationalsozialisten war ambivalent: Einerseits produzierte er in ihrem Sinne Auftragskunst, etwa bei Wandgemälden an der Universität zu Köln oder in einer Kaserne in Lüdenscheid. Andererseits wurden 157 seiner Arbeiten als „entartet“ beschlagnahmt, in der Münchner NS-Ausstellung „Entartete Kunst“ wurde auch einer seiner Holzschnitte gezeigt. Dann wieder war er im besetzten Polen unterwegs und malte im Auftrag des Regimes „deutsche“ Wandbilder.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte Franz M. Jansen zu den Mitbegründern des Rheinisch-Bergischen Künstlerkreises – und einige seiner Graphiken waren ein Jahr nach seinem Tod auch auf der documenta 2 in Kassel zu sehen.



Werke von Franz M. Jansen sind u.a. ausgestellt im Stadtmuseum Düsseldorf, im Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf und im Karl-Ernst-Osthaus-Museum in Hagen.

 Franz M. Jansen

Heinrich Joseph Joesten

Richter und erster Landrat des
Landkreises Waldbröl

Sein Geburtsort war, man kann es nicht anders sagen, nobel: Heinrich Joseph Joesten wurde am 12. November 1763 auf Burg Overbach geboren. Die Wasserburg in Much ist heute Heimat eines Golfclubs; damals, vor mehr als 250 Jahren, war sie der Lebensmittelpunkt der Familie Joesten, die hier seit 1721 wohnte. Heinrichs Vater Johann Wilhelm Joesten war Gerichtsschultheiss, also ein niederer Gerichtsbeamter, und die Familie war am Ort etabliert und alteingewurzelt. Heinrich Joesten studierte ab 1781 Rechtswissenschaften an der Universität zu Köln und nahm 1790 ebenfalls eine Arbeit als Gerichtsschultheiss in Much auf; außerdem agierte er als Richter am Hochgericht im Amt Windeck und hielt alle 14 Tage Verhandlungen ab.

Nachdem die bergische Gerichtsbarkeit an den Code Napoleon angepasst worden war, wurde Joesten ab 1812 Friedensrichter im Kanton Waldbröl. Ein Jahr später musste er wegen des Spreckrussenaufstands im Oberbergischen fliehen und sich vorübergehend vor der Bande des Aufrührers Johann Wilhelm Pauli (siehe S. 30) in Sicherheit bringen. Napoleon hatte nach dem katastrophal verlaufenen Russlandfeldzug neue Truppen ausheben wollen, doch insbesondere im Oberbergischen wehrten sich die jungen Männer gegen die Gestellungsbefehle, stürmten Verwaltungsgebäude und zerstörten zum Teil Personenregister und Akten in den

Behörden. „Speckrussen“ wurden sie genannt, weil sie sich von der Bevölkerung mit Speck versorgen ließen. Napoleon ließ den Aufstand blutig niederschlagen. In Folge des Wiener Kongresses und der Neuordnung der Rheinlande bekam dann auch Heinrich Joesten einen neuen Posten: Ab 1816 wurde er zunächst kommissarischer Landrat des neuen Landkreises Waldbröl, zwei Jahre später erfolgte dann auch die reguläre Ernennung.

Joesten und seine Frau Johanna Katharina – die beiden hatten 15 Kinder – waren unter anderem mit der Dichterfamilie Zuccalmaglio befreundet. Die Verbindung zwischen den beiden Familien bestand schon seit mehreren Generationen, und als Heinrich Joesten 1829 starb, veröffentlichte Anton Wilhelm Zuccalmaglio in der „Kölnischen Zeitung“ einen langen Nachruf auf den Juristen.





Burg Overbach
in Much

Peter René Körner

Die vielseitige Stimme
des WDR

Wenn abends das Radio eingeschaltet wurde, um der Krimiserie „Paul Temple“ zu lauschen, wurde es leise in den Wohnzimmern der Fünfzigerjahre: Die ganze Familie versammelte sich, um mitzuraten, wenn der charmante Detektiv und seine reizende Frau Steve wieder mal einer Rauschgiftbande auf der Spur waren. Die kriminellen Drahtzieher hießen Peter Marlow, Terry Palmer oder Pete Roberts und wurden fast immer von ein und demselben Mann gesprochen: von Peter René Körner. Den Bösewicht zu verkörpern, war aber nur eine Facette des wandelbaren Schauspielers und Hörfunksprechers. Neben seinen Rollen in „Paul Temple“ spielte er beispielsweise Kasperles besten Freund im WDR-Kinderprogramm und sang in verschiedenen Operetten. Seine Karriere startete der 1921 in Berlin geborene Schauspieler nach dem zweiten Weltkrieg als Schlägersänger: Da ging es um die heile Welt in Zeiten des Wirtschaftswunders.

Soviel Schwung gibt`s nicht alle Tage,
soviel Schwung nicht in jeder Lage.
Soviel Schwung macht alle Herzen jung.
Spielt die Musik das Stück nach eurer Wahl
noch einmal, noch einmal
glückt euch auch der kühnste Sprung,
denn ihr seid in Schwung.



Mit ähnlich tiefgründigen Texten sang sich Peter René Körner bis ins Kino, wo er 1952 in „Traumschöne Nacht“ unter der Regie von Ralph Baum zu sehen war. Neben Film und Fernsehen war Körner aber vor allem dem WDR-Hörfunk treu: Er wirkte in verschiedenen Musikproduktionen mit, unter anderem hatte er 1957 die Hauptrolle in der Eduard-Künneke-Operette „Liselott“. Zur selben Zeit arbeitete Peter René Körner als Sprecher für Rundfunk und Hörspiel, unter anderem



von 1949 bis 1961 in der bis heute bekannten WDR-Hörspielreihe Paul Temple. Bald war er auch im Fernsehen gefragt: Im Kinderprogramm reiste er an der Seite des Puppenspielers Friedrich Arndt als menschlicher Freund der hölzernen Handpuppe in der Serien Kasper und René durch die ganze Welt. Die Sendung war fast 10 Jahre lang in verschiedenen Ländern auf Tour - Körner wurde zu einem Star des Kinderfernsehen. In seinen letzten Jahren spielte

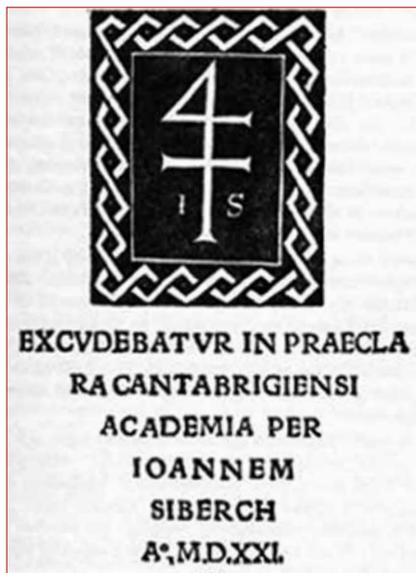
er auch Theater und sang Kinderlieder. Kurz bevor er 1989 in Rösrath starb, war er noch einmal als Erzähler „Janoschs Traumstunde“ zu hören.

In der Stammheimer Straße 100 in Köln erinnert die Gaststätte „Körner's“ an den Schauspieler und Hörfunksprecher. Betrieben wird die Kneipe, die einst Peter René Körners Schwester gehörte, heute von seinem Sohn Jörg.

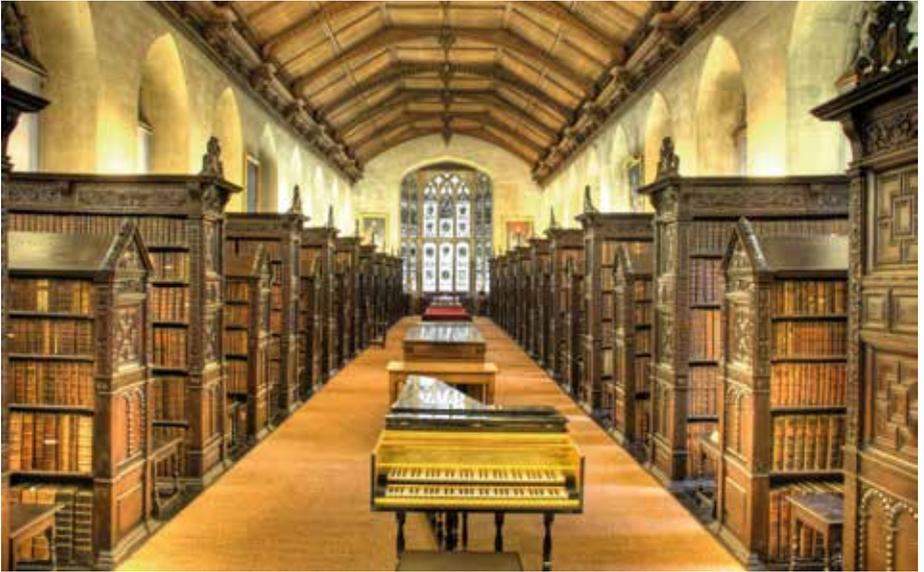
Johann Lair

Ein Buchdrucker von
internationalem Format

„Impressa per me Ioannem Siberch“.
Dieser Satz stand in einem Buch, das 1521 gedruckt wurde und die Rede eines gewissen Dr. Henry Bullock enthielt – es war das erste Impressum der Welt. Doch das ist nicht das einzige, wofür der 1476 in Sieglar (heute Troisdorf-Sieglar) geborene Johann Lair – auch John Sieberch oder eben Ioannem Siberch – bekannt wurde: Er war auch Gründer der ersten Universitätsdruckerei in Cambridge, aus der 1534 der älteste ohne Unterbrechung existierende Verlag der Welt, die Cambridge University Press, hervorging. Als 16-Jähriger hatte der Sohn einer Wollweberfamilie aus dem Bergischen zwar die niederen Weihen empfangen. Doch als er in Köln eine Lehre als Buchdrucker und Buchbinder begann, heiratete er: die Tochter des Buchhändlers Gerhard Amersfoort, dessen Familie damals einer Buchdruckerdynastie angehörte. Bald arbeitete Johann Lair als reisender Buchhändler, pendelte zwischen Köln,



Antwerpen und London hin und her. Als Handelsvertreter reiste er auch – das gehörte sich schon damals so – nach Leipzig zur Buchmesse, wo er auf Richard Croke traf, einen Gelehrten der Universität in Cambridge. Dieser gab ihm den Auftrag, in Köln die zweite Auflage seines Arbeitsbuches für Studierende zu drucken – in England war der Buchdruck zu dieser Zeit noch nicht über London hinausgewachsen. Als Johann die fertigen Blätter nach England brachte, hatte man an der alt eingesessenen Universität, an der damals auch Erasmus von Rotterdam lehrte, realisiert, dass der Buchdruck essentiell für die Vermittlung und Verbreitung von Wissen war. Wahrscheinlich ermuntert durch Richard Croke und mit einem Darlehen der Universität siedelte Johann Lair mit seiner Frau vom Rhein an die Cam um und eröffnete eine Druckerei. Aus seiner Zeit als Buchhändler, Buchdrucker und Buchbinder in der Universitätsstadt sind verschiedenste Druckerzeug-



nisse überliefert, unter anderem die erste Fassung von Erasmus' „De conscribendis epistolis“ von 1521, die unautorisiert war und den Gelehrten sehr verärgert haben soll. Vermutlich wegen finanzieller Schwierigkeiten und dem Tod seiner Frau schloss Johann Lair schon nach drei Jahren auf der Insel seine Werkstatt und zog erst nach Antwerpen und dann nach Köln.

Knapp 15 Jahre vor seinem Tod wurde der erfolgreiche Buchdrucker doch noch zum Priester geweiht und lebte unter dem Namen „Johannes von Lair“ als Frühmesser an St. Servatius in Siegburg, wo er 1544 starb.



Hans Menkel

Als Jude ermordet in Auschwitz

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte das Siegtal eine wachsende jüdische Gemeinde: In Eitorf ließ ein beliebter Kaufmann einen Friedhof anlegen, in der Leienbergstraße 10 richtete er ein Gebetshaus ein. Diese Synagoge besuchte auch Hans Menkel, der 1907 als Sohn eines Metzgers geboren wurde und nach seiner Schulzeit den Beruf des Tapeziers erlernte. Die Hetze und Übergriffe der Nationalsozialisten veranlassten den jungen Mann 1936, nach Nijmegen in den Niederlanden zu flüchten – seine Schwester emigrierte in die USA, seine Eltern blieben in Eitorf zurück. In Nijmegen angekommen, konvertierte Hans zum christlichen Glauben und blieb als Katholik vorerst vor der Verfolgung bewahrt - bis sich die niederländischen Bischöfe in einem Hirtenbrief gegen die Deportation jüdischer Mitbürger durch die deutsche Besatzungsmacht wehrten. Am 26. Juli 1942 wurde er von den Kanzeln im ganzen Land verlesen:



„Mit Entsetzen haben die niederländischen Kirchen Kenntnis genommen von den neuen Verordnungen, wodurch Männer, Frauen, Kinder und ganze Familien weggeführt werden sollen ins Deutsche Reich und die besetzten Gebiete. Das Leid, das dadurch über Zehntausende gebracht wird und das Widerstreben dieser Verordnungen gegen das, was Gott als Forderung der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit aufgestellt hat, zwingt die Kirchen, an Sie die dringende Bitte zu richten, diese Verordnungen nicht zur Ausführung zu bringen.“

Dieser Brief und seine öffentliche Verlesung führten zu einer neuen Welle der Verfolgung: Neben niederländischen Juden und Flüchtlingen wurden nun auch konvertierte Christen von den nationalsozialistischen Besatzern erfasst und verschleppt. Unter ihnen: Hans Menkel. Er wurde erst in das Durchgangslager



Westerbork und von dort aus in das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau deportiert, wo er am 30. September 1942 ermordet wurde. Schon ein Jahr zuvor hatten die Nazis Hans Menkels Mutter Rola Rebecca von Eitorf aus in das besetzte Osteuropa deportiert, wo sie an unbekanntem Ort und Datum ermordet worden war. Insgesamt fielen 27 Eitorfer der Shoa zum Opfer.

Heute findet man in der Siegstraße 28, dort, wo einst das Haus der Familie Menkel stand, Stolpersteine für Hans und seine Mutter. Die katholische Kirche hat Hans Menkel als Glaubenszeugen in das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts aufgenommen.

Wer mehr über das frühere jüdische Leben im Siegtal erfahren möchte, kann die Gedenkstätte „Landjuden an der Sieg“ in Windeck-Rosbach besuchen.

Führungen über den kleinen Jüdischen Friedhof von Eitorf werden auf Anfrage von Bernd Winkels organisiert:
Tel. 02243 - 6109



Käthe Overath

Eine Gerechte unter den Völkern

Sie war erst 18, als sie den vielleicht wichtigsten Entschluss ihres Lebens fasste: Käthe Overath (geborene Meier) aus Donrath entschied sich im Herbst 1944, alles auf eine Karte zu setzen. Die Tochter aus einer streng katholischen Familie hatte schon zuvor mitbekommen, dass ihre Eltern mit dem nationalsozialistischen Regime immer wieder in Konflikt gerieten. So war ihr Vater 1939 eine Zeit lang wegen „Zersetzung der Volksmoral“ in Arrest genommen worden. Doch was Käthe Overath im September 1944 erfuhr, war noch schlimmer: Die befreundete Familie Nanny und Erwin Bernauer, Inhaber eines Fotogeschäfts, und deren Tochter Karola aus Troisdorf waren am 11. September mit dem LKW der Kohlenhandlung Popella ins „Judenlager“ Köln-Müngersdorf gebracht worden, um von dort in den Osten deportiert zu werden. Erwin Bernauer war zwar katholisch, wollte seine jüdische Frau Nanny und ihre gemeinsame Tochter Karola aber nicht alleine lassen. Einige Tage später gelang Karola die Flucht aus dem Sammellager. Mit dem Fahrrad fuhr sie nach Lohmar und bat Käthe Overath um Hilfe, die das Mädchen daraufhin bei ihrer Familie versteckte. Kurz vor der Deportation der Eltern Bernauer ins KZ Theresienstadt machte sich Käthe auf den Weg nach Köln. Sie begann ein Gespräch, flirtete mit den Lagerwachen und erzählte ihnen, sie wolle ihre Eltern abholen, die in der



Küche arbeiteten. Als niemand kam, bat sie darum, nachsehen zu dürfen, wo die beiden denn blieben. Gegen die Zusage, am nächsten Tag wieder vorbeizukommen, erlaubten die Wachen der jungen Frau den Zutritt. Käthe Overath ging hinein, fand die Bernauers, verdeckte die Judensterne auf deren Mänteln und ging, laut auf die Juden schimpfend, mit dem Ehepaar einfach an den Wachen vorbei – ein ungewöhnlich tollkühner und mutiger Auftritt für eine gerade mal 18-Jährige. Käthe Overath versteckte die gesamte Familie bei sich in Lohmar; später wechselten Bernauers nach Wahlscheid-Muchensiefen auf den Bauernhof von Ludwig und Elisabeth Weeg, wo auch noch ihre zweite Tochter Erna samt Familie unterkam und sie schließlich das Kriegsende erlebten.

Für ihren ungewöhnlichen Mut wurden Käthe Overath, die 1995 starb, und das Ehepaar Weeg 1990 als Lebensretter von der israelischen Gedenkstätte „Yad Vashem“ mit dem Ehrentitel „Gerechte unter den Völkern“ ausgezeichnet.

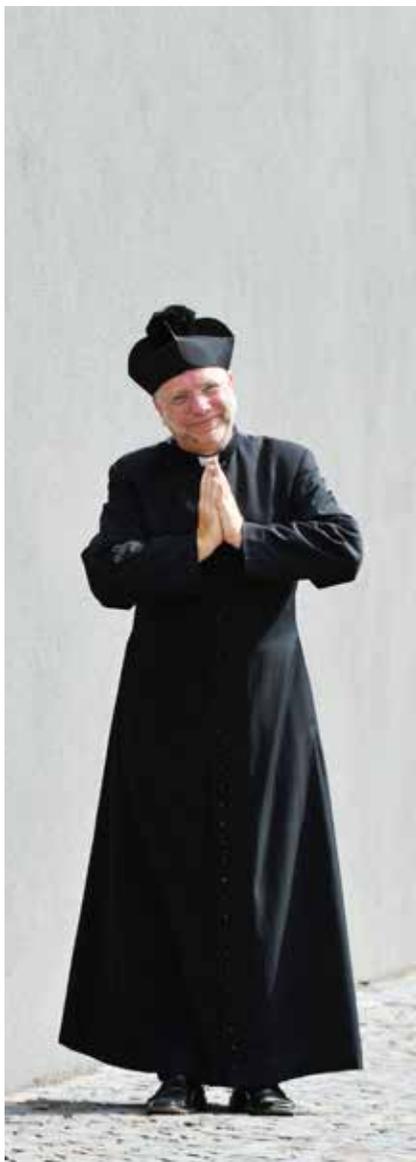


🌐 Käthe Overath

Willibert Pauels

Von der Kirche zum
Karneval und zurück

Diakon und Kabarettist – eine Mischung, die sich nicht verträgt? „Diaclown“ Willibert Pauels belehrte alle eines Besseren. Geboren 1954 in Wipperfürth fiel er bereits in frühester Kindheit durch seine humoristische Art und sein schauspielerisches Talent auf. Nach dem Abitur zog ihn das Studium der Katholischen Theologie nach Bonn und Münster, wobei er sich später gegen sein einstiges Ziel, zölibatärer Priester zu werden, und für die Ehe entschied. Nach seinem Studienabschluss absolvierte Pauels eine Ausbildung zum Freizeitpädagogen und wurde 1993 zum ständigen Diakon geweiht.



Der Karneval eroberte sein Herz, als Willibert Pauels 1975 sein Büttenredner-Debüt auf einer heimischen Karnevalssitzung gab. Ab 1995 machte er dann auch im Kölner Karneval die Bühnen unsicher. Mit der entstandenen Berufskombination „Diacdown“ verstand es Pauels sehr gut, beide Leidenschaften zu vereinen und ihnen vor allem in ihrer jeweiligen Form gerecht zu werden. Gerade deshalb war auch Kardinal Meisner dem Oberbergischen Diakon wohlgesonnen: in der Kirche Diakon, im Karneval Kabarettist. Für das Domradio der Karnevalshochburg Köln nimmt Willibert Pauels zudem regelmäßig Beiträge auf – das „Wort zum Samstag“ wird stets um 11:11 Uhr gesendet.

Doch konnten weder das bunte Karnevalstreiben noch das abwechslungsreiche Berufungs-Duo den „Diacdown“ vor einer immer wiederkehrenden Depression bewahren. Willibert Pauels ging im Jahr 2013 mit seiner Erkrankung an die Öffentlichkeit und reduzierte seiner Gesundheit zuliebe seine Auftritte von 300 auf 30 pro Session. Seit 2014 widmet er sich der seelsorgerischen Arbeit als hauptamtlicher Diakon für Oberberg-Mitte und Engelskirchen. Willibert Pauels, Ehemann und Vater, bereicherte durch seine besonderen Talente gleich zwei Gemeinschaften auf einmal – und tut es heute noch.



Willibert Pauels als Verkörperung zweier Leidenschaften schuf aus dem Beruf des Diakons und der Berufung des Kabarettisten den „Diacdown“.

Johann Wilhelm Pauli

Der „Knüppelrusse“
aus Bettenhagen



🌐 Johann Wilhelm Pauli

Er war Leineweber und Tagelöhner, hatte aber auch in den Silbergruben in Windeck geschuftet: Johann Wilhelm Pauli, geboren 1793, führte wie so viele andere junge Männer im Bergischen ganz sicher kein besonders privilegiertes Leben. Als Napoleon nach seinem gescheiterten Russlandfeldzug 1812 seine reichlich dezimierten Truppen durch die Rekrutierung neuer Soldaten wieder aufstocken wollte, kam es landesweit zu Unruhen. Bereits eingezogene Soldaten desertierten, andere verweigerten sich der Einberufung. „Für jeden gefangenen Deserteur wurde eine Kopfprämie ausgelobt“, stellt Mahmoud Kandil in seiner Studie

„Sozialer Protest gegen das napoleonische Herrschaftssystem im Großherzogtum Berg 1808 – 1813“ für die Friedrich-Ebert-Stiftung fest. Nachdem sich Napoleons Niederlage herumgesprochen hatte, „brach am 22. Januar 1813 im Kanton Solingen anlässlich der Ziehung zur Konskription offener Aufruhr aus. Dieser dehnte sich in der Folge auf die Mairien Elberfeld, Ronsdorf, Remscheid, Kronenberg, Lennep, Hückeswagen, Wipperfürth, Hahn, Opladen, Gerresheim, Wülfrath und Velbert aus.“ In Wipperfürth sollen rund 800, in Gummersbach sogar mehr als 4000 Rebellen auf den Straßen gewesen sein.

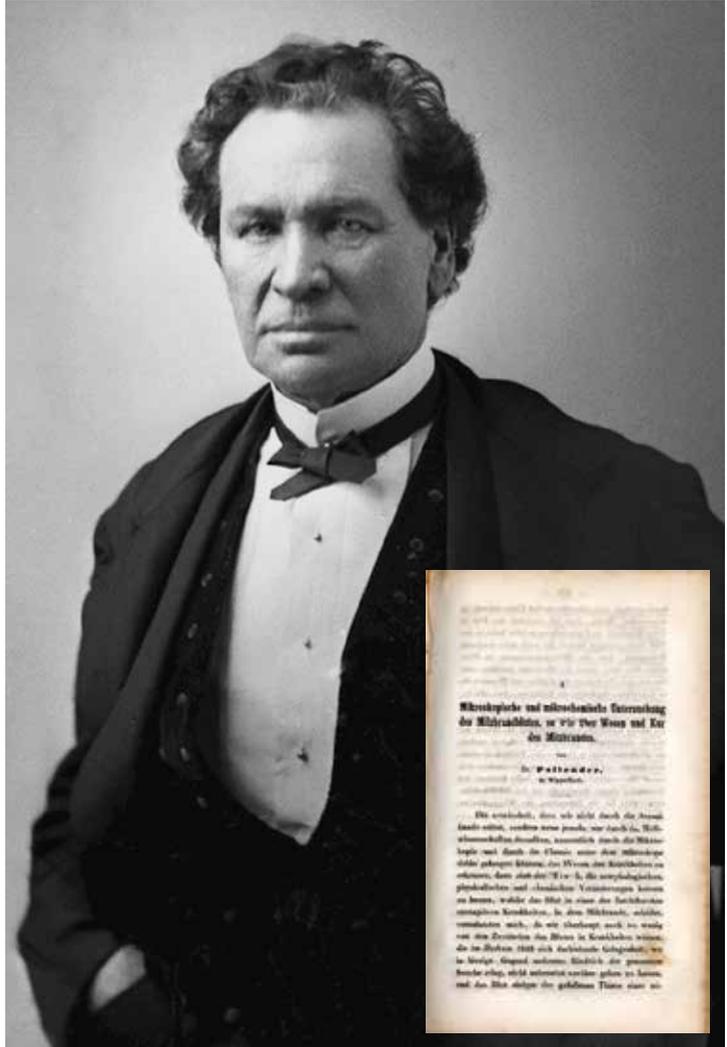


Zu den Anführern der Proteste in Oberberg gehörte Johann Wilhelm Pauli, der auch als Paul von Bettenhagen bekannt war. Am 24. Januar 1813 plünderten Pauli und seine Mitstreiter ein Salz- und Tabaklager in Waldbröl, trieben Beamte wie den Friedensrichter Heinrich Joseph Joesten (siehe S. 20) in die Flucht und machten sich anschließend auf den Weg nach Siegen, um dort die Unterpräfektur zu stürmen. Die jugendlichen Rebellen wurden als „Knüppelrussen“ oder „Speckrussen“ bezeichnet - nach ihrer Bewaffnung und nach der Art, wie sie sich von der Bevölkerung, teils auch unter Androhung von Gewalt, verpflegen ließen.

Doch allzu weit kamen sie nicht: Bereits am 2. Februar wurden Pauli und seine Mitkämpfer von Gendarmen verhaftet, der Knüppelrussenaufstand war beendet. Napoleon hatte zuvor Truppen aus der Zitadelle Wesel ins Bergische Land einrücken lassen. Pauli wurde in einem Schnellverfahren als Anführer zum Tode verurteilt und am 15. Februar 1813 vor der evangelischen Kirche in Waldbröl exekutiert. Er wurde nur 19 Jahre alt. Und bis heute ist nicht ganz klar, ob Pauli und seine Bande in erster Linie Freiheitskämpfer gegen die französische Besatzung waren oder ob sie nicht vielmehr als marodierende Plünderer bewertet werden müssen.

Franz Anton Aloys Pollender

Ein Arzt aus Leidenschaft



„Eine unendliche Menge stabförmiger, äusserst feiner, anscheinend solider, nicht ganz durchsichtiger, ihrer ganzen Länge nach gleich dicker, nicht geschlängelter, nicht wellenförmiger, nicht eingeschnürter, sondern ganz gerader, platter Körperchen...“

Was Franz Anton Aloys Pollender entdeckte, als er 1849 das Blut einer verendeten Kuh unter dem Mikroskop betrachtete, war „Bacillus anthracis“, der Milzbranderreger. Schon lange hatte sich der Arzt mit einer heimtückischen Berufskrankheit von Fleischern und Gerbern beschäftigt: Sie bekamen schwarze Eiterbeulen auf der Haut oder eine schwarzbraune Milz, viele von ihnen starben am Haut- und Lungenmilzbrand.

Zum Pionier der Seuchenbakteriologie wurde der 1800 in Barmen (heute Wuppertal) geborene Pollender, weil Mikroskope seine Leidenschaft waren – und ein Luxus. Denn die finanzielle Mittellosigkeit begleitete Pollender Zeit seines Lebens: Die Trunksucht seines Vaters führte dazu, dass der begabte Schüler das Gymnasium nicht beenden konnte und stattdessen bei einem Apotheker in die Lehre ging. Doch Pollender verlor sein Ziel, Arzt zu werden, nie aus den Augen: Er holte das Abitur nach und studierte bis 1826 Medizin in Bonn.

Kurz nach seinem Abschluss eröffnete der promovierte Arzt eine eigene Praxis in Wipperfürth, statt sich der Wissenschaft zu verschreiben – er musste sein Studiengeld zurückzahlen. Wirklich wohlhabend wurde der beliebte und gesuchte Arzt allerdings nie: Das lag zum einen an seinem aufopfernden Wirken gegenüber den Kranken – oft vergaß er, Rechnungen zu schreiben – und zum anderen daran, dass er sich die besten und teuersten Mikroskope für seine vielseitigen privaten Forschungen leistete. Diese blieben nicht unbemerkt: 1847 wurde Aloys Pollender von der Preußischen Akademie der Wissenschaften für die Arbeit über die anatomische Untersuchung des Flachses ausgezeichnet.

Privat blieb der Forscher und Arzt bis zu seinem 60. Lebensjahr Junggeselle. Dann heiratete er die 42 Jahre jüngere Fabrikarbeiterin Therese Baumann – scheinbar ein Skandal. Die nicht standesgemäße Verbindung wurde in Wipperfürth nicht toleriert: Pollender war gezwungen, seine Wahlheimat trotz seines hohen Alters und seiner verdienstvollen Tätigkeit zu verlassen. Das Paar zog erst nach Brüssel, wo ihr Sohn geboren wurde und dann nach Barmen, wo Aloys Pollender mit 79 Jahren verstarb.

Der Milzbrand ist nicht ausgestorben: Noch heute kommt er bei Mensch und Tier in feuchtwarmen Gebieten vor, die hoch resistenten Sporen können als Biowaffe eingesetzt werden.

In der Hochstraße 22 in Wipperfürth entdeckte Aloys Pollender 1849 den Milzbrandbazillus. Eine Gedenktafel erinnert heute an das Wirken des Barmer Arztes.

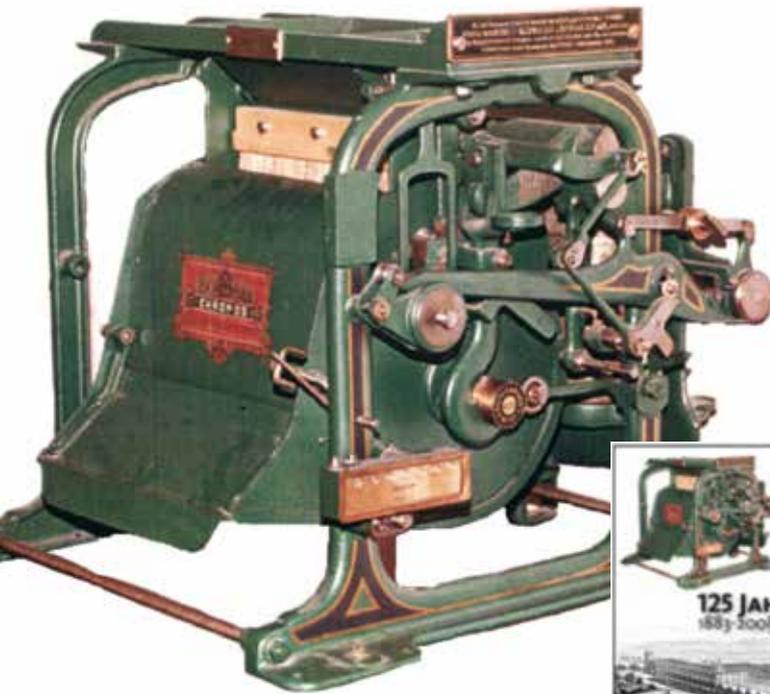
Carl Reuther und Eduard Reiser

Zwei Fabrikanten und eine gewichtige Erfindung

Für die Unternehmer Carl Reuther und Eduard Reiser war es das Ende einer langen Entwicklung - und der Beginn einer noch längeren Erfolgsgeschichte: Am 12. April 1883 wurde die „Chronos-Waage“ in Berlin von der „Kaiserlichen Normal Aichungs-Kommission“ zur Eichung zugelassen. Es war die Bestätigung, dass Reuther und Reiser etwas erfunden hatten, das es so bisher noch nicht gab: eine Waage, die eichfähig war und mechanisch, schnell, genau und vollautomatisch Schüttgüter abwiegen konnte. Das Portionieren etwa von Malz oder Getreide wurde mit einem Mal viel leichter

und einfacher. Zwar gibt es Waagen schon seit geschätzt zehntausend Jahren, aber das vollautomatische Wiegen wurde erst durch die Erfindung der Hennefer Fabrikanten möglich. Carl Reuther hatte bereits Ende der 1850er Jahre zunächst im kleinen Nebengebäude einer Gastwirtschaft mit der Produktion von Landmaschinen und Dezimalwaagen begonnen und war damit „der erste Industrielle Hennefers“, wie die Stadt stolz feststellt. Ein Unternehmer auf der Erfolgsspur: 1869 gründete er die „Reuther & Co., Landwirtschaftliche Maschinenfabrik Hennef“.





Etliche seiner Mitarbeiter aus den Anfangsjahren machten sich später ebenfalls selbständig und sorgten für einen regelrechten industriellen Boom im Bereich Maschinenbau. Reuther war wahrscheinlich der umtriebige unter den Fabrikanten am Ort: 1881 hob er zusammen mit seinem Partner Eduard Reisert das nächste Unternehmen aus der Taufe, die „Hennefer Maschinenfabrik C. Reuther & Reisert“. Zwei Jahre entwickelten und tüftelten die beiden, dann meldeten sie die Chronos-Waage zur Zulassung an. Es war der Beginn einer Erfolgsgeschichte, das Chronos-Werk produzierte bis 1991 seine weltweit gefragten Waagen mitten in Hennef. Heute steht auf dem Areal ein Ensemble aus Geschäfts- und Geschäftshäusern, die zum Teil in der historischen Bausubstanz untergebracht sind.

Carl Reuther war aber nicht nur erfolgreicher Geschäftsmann, sondern auch seiner Heimat eng verbunden. 1897 stiftete er ein Grundstück und 10.000 Mark für den Bau einer Fortbildungsschule, die zwei Jahre später ihre Arbeit aufnahm und als Berufsschule bis heute existiert. Reuthers Wahlspruch für die Schule lautete:

„Nicht zum Erraffen und zum Erjagen
Nicht um blutende Wunden zu schlagen
Helfend erbauen die bessere Welt
Dazu ward diese Städte gestaltet
Auf das die Arbeit füge Hand in Hand
Auf das sie binde Land zu Land, Herzen
zu Herzen.“

🌐 Carl Reuther und Eduard Reisert

Fritz Roth

Bestatter, Trauerbegleiter,
Philosoph – und vor allem: Menschenfreund



Trauer und Tod – was früher in der Gesellschaft und vor allem in den Familien einfach dazugehörte, ist heute oft abgekoppelt und verdrängt aus dem Alltag. Eine schlechte Entwicklung, fand der 1949 geborene Bestattungsunternehmer Fritz Roth. Sein Engagement für einen anderen, einen offeneren und ehrlicheren Umgang mit dem Thema Tod machte Fritz Roth weit über das Bergische Land hinaus bekannt. Mit zahlreichen Büchern

und in Vorträgen, im Radio und im Fernsehen, vor allem aber durch seine praktische Arbeit warb er unermüdlich für eine andere Art des Trauerns. Dabei half ihm ganz sicher sein nicht besonders gradliniger Lebensweg: Nach dem Besuch eines streng katholischen Gymnasiums überlegte Roth, Priester zu werden, entschied sich dann aber für ein BWL-Studium und arbeitete anschließend in der Energiebranche.

1983 übernahm er das Bestattungshaus Pütz in Bergisch Gladbach, ließ sich zum Trauerpädagogen ausbilden und setzte sich auch künstlerisch mit dem Thema Abschiednehmen auseinander. In den Folgejahren entwickelte er das Konzept des „Hauses der menschlichen Begegnung“ und realisierte es als neue Form eines Bestattungsinstituts. Eine private Trauerakademie gehörte ebenso dazu wie der erste private Friedhof Deutschlands und die „Villa Trauerbunt“ für Kinder, die einen geliebten Menschen verloren haben.

Den Tod zurück ins Leben zu holen, wie er es ausdrückte – das war immer Fritz Roths Anspruch gewesen. Trauerrituale spielten dabei für ihn eine große Rolle, und diese Rituale durften durchaus modern sein: Die nach seinem Tod ge-

gründete Fritz-Roth-Stiftung unterstützt beispielsweise einen Trauer-Chat für Kinder und Jugendliche. Auf der Webseite doch-etwas-bleibt.de, einem Projekt des Hospizes Bedburg-Bergheim, finden Jugendliche eine Plattform, auf der sie sich in ihrem Medium, dem Internet, über Tod, Trauer und Verlust austauschen und Erfahrungen weitergeben können.

Als im Frühjahr 2012 bei Fritz Roth Leberkrebs festgestellt wurde, war die Bestürzung in Bergisch Gladbach und darüber hinaus groß. Roth starb im Dezember 2012, zur ökumenischen Trauerfeier im Altenberger Dom kamen weit über 2000 Trauergäste. Die Zahl wäre ihm wohl nicht wichtig gewesen – wohl aber das Gefühl: „Trauer ist Liebe“, hatte Fritz Roth immer wieder gesagt.

 Fritz Roth

August Sander

Sehen - Beobachten - Denken

„Nichts schien mir geeigneter zu sein, als durch die Photographie in absoluter Naturtreue ein Bild unserer Zeit zu geben!“
August Sander

Vom lachenden Bauern über den schwitzenden Fabrikarbeiter, vom lässigen Bohemien bis zum strengen Notar – August Sander sammelte Portraits von arbeitenden Menschen. Und fotografierte sie mit fast wissenschaftlicher Akribie. Ob die Idee zu seinem Bildatlas „Menschen des 20. Jahrhunderts“ schon entstand, als er zum ersten Mal mit der Photographie in Kontakt kam, ist nicht überliefert. Damals, nach dem Abschluss der Volksschule,

arbeitete der 1876 als Sohn eines Bergbauzimmersmanns im Westerwald geborene August Sander in einer Grubenanlage: Als Haldenjunge sortierte und reinigte er Erze. Eines Tages assistierte er einem Fotografen, der die Arbeit der Bergwerksgesellschaft dokumentieren sollte. Da war Sanders Leidenschaft geweckt: Der junge Mann sparte auf eine Fotoausrüstung, richtete sich ein Labor ein und sammelte, so oft er konnte, Erfahrungen bei anderen Fotografen – erst während des Militärdiensts, dann auf Wanderschaft. 1910 eröffnete der frisch verheiratete Fotograf ein Atelier in Köln. Zehn Jahre später lernte Sander die Gruppe „Kölner Progressi-



ve“ kennen, der unter anderem Maler wie Heinrich Hoerle und Gerd Arntz angehörten. Gemeinsames Ziel der Künstler war es, die Menschen und Sozialstrukturen ihrer Zeit im Bild zu dokumentieren. In diesem Kontext erarbeitete Sander die Idee für eine auf 600 Aufnahmen und sieben Gruppen angelegte Sammlung, die das gesamte Spektrum der Gesellschafts- und Berufsgruppen der Weimarer Republik abbilden sollte: sein Lebenswerk „Menschen des 20. Jahrhunderts“. Doch die Zeit des Nationalsozialismus brachte für Sander große Einschnitte: Sein Sohn Erich wurde als Mitglied in der linken Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands 1934 festgenommen und zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt – er starb kurz vor dem Ende der Haftzeit. Sanders Portrait-Arbeiten wurden in den 30er Jahren verboten, weil sie nicht den „Arischen Typen“ abbildeten. Daher widmete sich der Fotograf ab 1934 vor allem Natur- und Architekturaufnahmen. Während des Zweiten Weltkrieges verlegte Sander seinen Lebensmittelpunkt



nach Windeck. Hierhin konnte er seine wichtigsten Negative und Photographien vor den Bombenangriffen in Sicherheit bringen, bevor sein Kölner Atelier 1944 bei einem Luftangriff zerstört wurde – 30 000 Negative wurden dabei zerstört. Nach dem Krieg begann er mit einer umfangreichen Bilddokumentation über das kriegszerstörte Köln, führte aber ein eher zurückgezogenes Leben im Westerwald. August Sander verstarb am 20. April 1964 in Köln.

Das ehemalige Wohnhaus Sanders befindet sich in Windeck-Kuchhausen und wurde 1997 saniert.

Die Photographien August Sanders kann man in „Die Photographische Sammlung/SK Stiftung Kultur“ in Köln bewundern.

🌐 August Sander



Bergische Bräuche

Vom Schürreskarrenrennen
bis zum Mätensingen,
vom Glockenbeiern
bis zum Schützenfest



Wie oft haben Sie sich in letzter Zeit nach einer Pause gesehnt?
Einfach nichts tun und dem hektischen Alltag für einen Moment den Rücken kehren.
Was für ein Luxus in der heutigen Welt! Mit Dieser Broschüre möchten wir sie dazu einladen.
Wir stellen Ihnen eine Auswahl alter Brauchtümer aus dem Bergischen Land vor - wie gemacht,
um sich Zeit zu nehmen und alles andere einfach mal alles andere sein zu lassen.

🌐 Bestellen Sie die Broschüre unter: www.naturparkbergischesland.de



Bergische Berufe

Vom Kottenschleifer
bis zum Bandwirker,
vom Werkzeugmacher
bis zum Brauer

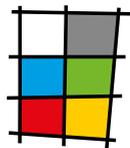
Manche der Bergischen Berufe ergaben sich durch die natürlichen Ressourcen der Region, zum Beispiel die Arbeit des Landwirts, Steinhauers oder Kottenschleifers. Aber auch moderne Arbeitsmethoden formten neue Berufszweige. Wir freuen uns, Ihnen auf den folgenden Seiten eine spannende und vielfältige Auswahl der Bergischen Berufe und ihrer Zeugnisse vorzustellen. Historische Fotografien runden die umfangreichen Informationen ab.

🌐 Bestellen Sie die Broschüre unter: www.naturparkbergischesland.de



Zweckverband
NATURPARK
BERGISCHES LAND
Moltkestraße 26
51643 Gummersbach

Telefon: 02261 91-63 10 0
www.naturparkbergischesland.de



NATURPARK
BERGISCHES
LAND